

R/TP 34p



# Monatschrift

der

## „Oesterreichisch-Israelitischen Union“.

### INHALT:

Vortrags-Zyklus der „Oesterreichisch-Israelitischen Union“.

Reichsratsabgeordneter Dr. Artur Mahler: Der polnische Jude.

Julius von Ludassy: Leopold Hilsner.

Die Lage der deutschen Juden.

Aus unserem Rechtsschutz- und Abwehnbureau: Zweifacher Religionsunterricht. — Beschlagnahme. — Wieder eine gesetzwidrige Konkursausschreibung. — Hetze gegen jüdische Geschäftsleute.

Korrespondenzen: Wien. Mährisch-Trübau. St. Petersburg.

Vom Büchertisch.

# PATENTE

aller Länder erwirkt und verwertet Ingenieur

## M. GELBHAUS

Vom k. k. Patentamt ernannter und beeideter Patentanwalt in Wien

VI., Mariahilferstrasse 37.

Bibliothèque Maison de l'Orient



129538

# BERNHARD KOHN

K. UND K.  HOF-LIEFERANT

WIEN, I. Bez., Himmelpfortgasse 20, I. St.

Verkauf — Miete Gegründet 1856. Verkauf — Miete

## KLAVIERE und HARMONIUMS

Klaviere eigener Erzeugung

Lager von mehr  
als 200 neuen  
und überspielten  
Klavieren der  
renommiertesten  
in- und ausländi-  
schen Fabriken



Neue Stutzflügel  
von K 600.— bis  
K 4000.—

Neue Pianinos  
von K 560.— bis  
K 2400.—

Alleiniges Depot der Weltfirmen

Steinway & Sons, New-York und Julius Blüthner, Leipzig,  
sowie der Harmoniums von Mason & Hamlin, Boston.

 Pianolas 

Geschäfts-Gründung 1781.



Geschäfts-Gründung 1781.

Kais. u. kön. Hof-Steinmetzmeister

## EDUARD HAUSER

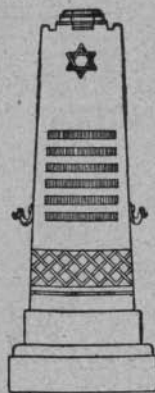
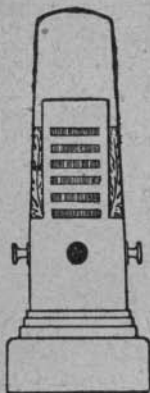
Wien, IX., Spitalgasse 19.

Die schönsten

## Grab-Monumente

eigener Erzeugung

von fl. 15.— aufwärts.



Ausführung jeglicher Steinmetz-Arbeiten.



R/TP 34p

# Monatschrift

der

Oesterreichisch-Israelitischen Union.

---

Nr. 11.

Wien, Mitte November

1910.

---

## Vortrags-Zyklus der „Oest.-Isr. Union“.

Samstag den 26. d. M., präzise  $\frac{1}{2}$ 8 Uhr abends, findet im Festsale des Niederösterreichischen Gewerbevereines, I., Eschenbachgasse 11, der erste der von uns angekündigten vier Vorträge statt.

An diesem Abend spricht Herr Dr. Ignaz **Zollschan**, der Verfasser des soeben in zweiter Auflage erschienenen, aufsehen-erregenden Werkes „Das Rassenproblem“, über das Thema:

### „Taufe, Rasse, Zukunft.“

\* \* \*

Dienstag den 13. November findet, gleichfalls um  $\frac{1}{2}$ 8 Uhr abends und im selben Saale, der zweite Vortrag statt. Herr Reichsratsabgeordneter Dr. Arthur **Mahler** wird das aktuelle Thema:

### „Die Volkszählung und die Juden“

besprechen.

Zu beiden Vorträgen ergehen an die Wiener Mitglieder der „Union“ besondere Einladungen. Tag und Ort der Vorträge: „Die Versorgungsmöglichkeit jüdischer Mädchen“ von Frau Else Jerusalem und „Die bosnischen Juden“ von Dr. Oskar Kaunitz werden wir rechtzeitig bekanntgeben.

## Der polnische Jude.

Vortrag gehalten am 14. November 1910 im »Verein zur Abwehr des Antisemitismus« vom Reichsratsabgeordneten Dr. Artur Mahler.

Meine hochverehrten Damen und Herren!

Von Zeit zu Zeit kann man in amerikanischen Zeitungen Ankündigungen etwa folgenden Inhalts lesen: „Ganz Europa in 30 Tagen. Die wichtigsten Städte des Kontinentes werden besucht. Eingehendes Studium von Land und Leuten, die wichtigsten Stätten der antiken Kunst und der Renaissance werden absolviert. Sie sind es Ihrer Bildung schuldig, 30 Tage und die Summe von soundsoviel Dollar zu opfern, um sich von dem Stande der Dinge aus eigener Anschauung zu überzeugen, um überall mitreden zu können. Versäumen Sie nicht, diese einzige, nie wiederkehrende Gelegenheit auszunützen.“ Und tatsächlich finden sich immer Leute, die diese nie wiederkehrende Gelegenheit ausnützen. Man bleibt 2 Tage in London, 3 in Paris, 1 in Rom, fährt nach Neapel, besucht den Vesuv, eilt nach Pompeji, nach Venedig, überschlägt einen Zug, um zu sehen, ob der Dogenpalast noch an seinem alten Platze steht. In München absolviert man an einem Vormittage Glyptothek, Pinakothek, Hofbrauhaus, ergänzt beim Banker in Berlin die schmalgewordene Reisekasse und besteigt in Hamburg oder Bremen den Dampfer mit dem stolzen Gefühle, nun mit dem alten Europa endgültig fertig zu sein. Gerät dann ein Unglückseliger in die Gesellschaft eines solchen Expressreisenden, dann wird er erstaunt sein, welche Summe von unumstößlichen Urteilen apodiktischer Natur der gute Mann in 30 Tagen gewonnen hat. Alle Engländer tragen karierte Anzüge, in Paris leben die Leute auf den Boulevards, die Bevölkerung von Italien nährt sich davon, den unglücklichen Fremden falsche Soustücker anzuhängen und das deutsche Wesen besteht darin, daß man Sauerkraut und Weißwurst isst, und Münchnerbier trinkt. Daß es in Paris außer den Boulevard-Flaneurs auch noch eine fleißige, schwerarbeitende Bevölkerung gibt, daß Italien momentan in einer ungeheuren Evolution begriffen ist, daß ein neues Italien heranwächst, das von den Fesseln der Vergangenheit sich loszumachen sucht, von der Westfälischer Eisenindustrie, von der Berliner Universität, davon hat der gute Mann keine Ahnung. Er sieht ja überhaupt nur das, was sich äußerlich von seinen Gewohnheiten und Gepflogenheiten unterscheidet, er hat keine Vorstellung davon, daß man alte, durch Jahrhunderte gewachsene und gewordene Kulturen nicht im Laufe weniger Stunden erfassen, noch viel weniger sich zu eigen machen kann. Soweit solche Urteile nicht von Böswilligen eingegeben sind, wirken sie unwiderstehlich komisch und im allgemeinen pflegen

wir mit pharisäischem Lächeln von solch banalen Geschichten nicht viel zu halten. Wenn wir uns aber genau prüfen, werden wir finden, daß wir fast täglich bei Beurteilung fremder Verhältnisse in den gleichen Fehler verfallen.

So war bis vor kurzer Zeit Ostasien für die meisten Europäer nichts anderes, als ein dankbarer Operettenstoff. Allerdings haben die Japaner uns stolzen Europäer eines Besseren belehrt. Südamerika ist für die meisten Europäer eine vage Vorstellung von einer ungeheuren Grasfläche, auf der halbwilde Hirten ganz wilde Pferde jagen und wo die Fray-Bentos Kompagnie Büffel zu Tausenden zu Fleischextrakt verarbeitet. Und wie steht es mit Osteuropa? Wir lesen Tolstoi, Dostojewski, Gorki und Turgenjeff, aus den Zeitungen erfahren wir von beginnenden Revolutionen, von der Ausbreitung der Cholera und Pest, lesen schauernd von Pogroms und schwarzen Hundertschaften und glauben Rußland zu kennen. Und wer nur einmal die schwarzgelben Pfähle hinter sich gelassen hat, wird sehr bald sehen, daß alles das Rußland noch nicht umschließt. Es gibt noch viel mehr von dem, was nicht gesungen und gesagt wird und doch sind die angeführten Schriftsteller Meister in der Kunst, in der Seele ihres Volkes zu lesen, Meister in der Schilderung der Sitten und Gebräuche. Und kann es uns da Wunder nehmen, daß das Bild, das sich der Westeuropäer von dem polnischen Juden macht, eine Karikatur ist? In der Literatur wird er von dem politischen und wirtschaftlichen Gegner als ein Ausbund der Schlechtigkeit dargestellt, der nicht einen hellen Zug an sich hat, von einer teuflischen Schlaueit, keiner edlen menschlichen Regung zugänglich und dabei Angehöriger irgend eines geheimnisvollen Bundes, der sich über die ganze Welt erstreckt, der aber die Absicht hat, die nicht-jüdische Welt diesem polnischen Juden nutzbar und dienstfähig zu machen. Oder wir finden den polnischen Juden als Possengestalt, schmutzig, unangenehm, feig bis zur Unmöglichkeit, auf der einen Seite schlau, auf der anderen dumm, in einer Weise, daß er in die plumpste Falle geht. Mit einem Worte, das Widerspiel jeder Menschenwürde und eines jeden Menschenwertes. Und wenn wir uns hier im Westen Europas fragen, wonach wir den polnischen Juden beurteilen, dann werden sich wohl die meisten zugestehen müssen, daß sie ihn eigentlich vom sogenannten Schnorrer aus kennen, dem schlaun Bettler, der auf die Gutherzigkeit und ein wenig auch auf den Leichtsinn der Menschen bauend, sich ein verhältnismäßig bequemes Leben zu schaffen sucht. Aber diese Sorte von schlaun Bettlern ist nichts weniger als eine Eigentümlichkeit des polnischen Juden. Man findet sie bei allen Völkern und Nationen, überall sind sie bekannt; sie verstehen, bei Glaubensgenossen die Tränendrüsen und Geldbeutel in Bewegung zu setzen und nicht

nur da finden sie sich, jeder Beruf hat seine berufsmäßigen Schnorrer. Kann man sich dann wundern, wenn das Urteil das über den polnischen Juden existiert, eigentlich nicht viel höher steht, als das meines eingangs erwähnten Amerikaners über die Engländer in den karierten Anzügen und die Deutschen, welche Sauerkraut und Weißwurst essen?

Eigentlich bezeichnet der Begriff polnischer Jude ein Kollektiv. Ursprünglich sollte damit ganz allgemein der Mann im langen Rock mit Ringellöckchen bezeichnet werden, im Gegensatz zu dem, was in Galizien der „Datsch“ ist, der Mann im kurzen Rock. Auf die Provenienz des Betreffenden wurde dabei keine Rücksicht genommen, ob er aus Polen ist, aus Galizien oder Bukowina, aus Bessarabien oder Lithauen. Mit der Zeit wechselt die Bezeichnung. Mit dem Worte polnischer Jude wird überhaupt der osteuropäische Jude bezeichnet, wiederum ohne Rücksicht darauf, ob er einen Kaftan trägt oder sich westeuropäisch kleidet, ohne Rücksicht auf die Provenienz. Wenn man daher vom polnischen Juden spricht, muß man den Begriff abgrenzen, sich darüber klar werden, worüber man sprechen will, meine hochverehrten Anwesenden, und ich will den Begriff im Wesentlichen auf den ostösterreichischen Juden einschränken und zwar aus dem Grunde, weil wir heute wenig mehr Gelegenheit haben, mit dem russischen Juden und mit dem Juden aus Kongreßpolen in Berührung zu kommen, und weil ich nur den ostösterreichischen Juden aus eigener Anschauung und Erfahrung kenne und es wagen darf, ein bescheidenes Urteil über ihn zu fällen, dann aber auch deshalb, weil meines Erachtens die Gesamtheit der osteuropäischen Juden schwer in eine ethnische und ethnographische Einheit zusammenzufassen ist. Ich möchte diesbezüglich auf die grundlegenden Arbeiten von Judt und Zollschan: „Die Juden als Rasse“, „das Rassenproblem“, verweisen. Im allgemeinen wird man die meisten sich rühmen hören, daß sie auf den ersten Blick im Stande sind, den polnischen Juden sofort zu erkennen. Wenn man aber von der als Uniform wirkenden Tracht absieht und die Aeußerlichkeit der Sprache in Abzug bringt, findet man, daß dieses apodiktische Urteil, wie so viele andere, durchaus unrichtig und falsch ist. Wer seinen Blick dafür geübt hat, wird sofort erkennen, daß es einen tiefgreifenden im Aeußeren sichtbaren Unterschied zwischen dem Juden Ost- und Westgaliziens gibt, noch vielmehr zwischen dem galizischen Juden, dem Lithauens und dem Bessarabiens. Allerdings leugnet Zollschan die starke Beimischung fremden Blutes bei den Juden und meint, daß die durch viele Generationen vererbte und festgelegte Stammeseigentümlichkeit eine derartige Resistenz geschaffen hat, daß ein Einschlag fremden Blutes nicht in intensiver Weise zum Ausdrucke kommen kann. Meine

Verehrten, ich bin nicht Fachmann auf dem Gebiete der Ethnologie und Ethnographie, was aber die Aeußerlichkeiten anbelangt, so weiß ich, daß man im Osten der Monarchie unter den polnischen Juden Gestalten sieht, die einen reinen Kosakentypus und noch viel mehr, die einen reinen slavischen Habitus zeigen, ja es zeigt sich von Landstrich zu Landstrich ein Wechsel in der äußeren Erscheinung. Verhältnismäßig selten ist jene Erscheinung, die ich als den Typus des Karikaturjuden bezeichnen will, wie er in den „Fliegenden Blättern“ und in der „Muskete“ so oft in lächerlicher Weise dargetan ist, mit einer Hakennase, die schmalen Wangen mit Backenknochen, leicht triefenden Augen, übermäßig langen Händen und kurzen, zur Deformierung neigenden Beinen. Der Hinweis genüge, daß die Anthropologie diesen Typus als einen nichtjüdischen, ja nicht einmal semitischen nachgewiesen hat, sondern er ist armenisch, folglich arisch.

Als ich zum ersten Male in der Bukowina in den Landtag kam, erstaunte ich, dort acht Karikaturjuden als Abgeordnete beisammensitzen zu sehen. Auf meine erstaunte Frage, wer die Herren seien, wurde mir der Bescheid, das seien die besten Christen im Landtage, das seien nämlich die Vertreter des armenischen Großgrundbesitzes. Dieser viel verspottete Judentypus findet sich am reinsten bei den Armeniern. Nun, wenn wir, meine Hochverehrten, dies uns vor Augen halten und daraus die Konsequenz ziehen, andererseits die gewiß beachtenswerte Anschauung Zollschans in Berücksichtigung nehmen, dann werden wir vielleicht gut tun, wenn wir auf Lomers, wie ich glaube, weite Ausblicke eröffnende Beobachtung hinweisen. Dieser Gelehrte hat gezeigt, daß die äußeren Bedingungen: Milieu, Boden, Klima, Wasser usw. auf die Gestaltung des äußeren Habitus einen viel tieferen Einfluß ausüben, als man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist. Es werde beobachtet, daß in Amerika schon die zweite Generation, trotz absoluter Rassenreinheit, sich oft dem Indianertypus nähert, daß man selbst bei Negern sukzessive Annäherung an die Erscheinung des Indianers feststellen kann, so daß also die Erscheinungen, die den äußeren Typus der nichtjüdischen Bevölkerung gebildet haben, mittätig gewesen wären, den Typus des Juden umzubilden. Wir können also sagen, daß wir von einem allgemeinen Typus des polnischen Juden als solche nicht sprechen können. Das, was man als einen solchen vielfach auffaßt, ist nicht jüdisch, sondern armenisch. Was dabei irreführt, ist besonders die Tracht, der Kaftan, der lange Rock und die verbräunte Pelzmütze, an der der Jude des Ostens mit so unendlicher Zähigkeit festhält. Es ist dies das äußere Kennzeichen der Orthodoxen, und diese Kleidung gewinnt fast den Charakter einer Nationaltracht, doch ist auch sie nicht jüdisch, sondern

war die ursprüngliche polnische Adelstracht. Wir werden also von diesem Momente abzusehen gut tun und wenn wir uns in Wien umschauen, finden wir, daß der polnische Jude in unserer Tracht einen leichten fremden Strich hat, nicht quantitativ, sondern nur qualitativ verschieden von seinem nichtjüdischen Landsmanne, dem Manne vom gleichen Landstriche ist.

Die eifrigsten Verfechter physiologischer Differenzierung der verschiedenen Rassen, die bisher die Anatomie noch nicht in der Lage war festzustellen, pflegen als letztes Auskunftsmittel sich auf die Sprache zu beziehen und ihre Konklusion lautet folgendermaßen:

Auch wenn der polnische Jude seine Muttersprache, das „Jüdische“, abgelegt hat, so können wir immer konstatieren, daß er die betreffende Landessprache nicht so wie die anderen Bewohner des Landes spricht, sondern sie ganz individuell umgestaltet. Daraus schließen sie dann auf eine anatomisch nicht faßbare, nur mit dem Ohre zu erkennende, feine Differenzierung in den Sprachwerkzeugen. Die Tatsache kann, meine Verehrten, von vorneherein als richtig zugestanden werden. Der polnische Jude, wenn er eine andere Sprache annimmt, transformiert dieselbe in einer ihm ganz eigentümlichen Weise. Wir konstatieren, daß ihm eigentümlich ist eine scharfe Aspiration der Dentallaute, welche in den slavischen und romanischen Sprachen besonders deutlich hörbar ist. So zum Beispiel sagt der polnische Jude in der böhmischen Sprache Thenthö, während der Slave Tento sagt. Auch im Französischen gilt das Gleiche. Eine weiterè, fast allgemein konstaterbare Erscheinung ist die Neigung zu Diftongierungen, die Aufgabe der Trübung der Laute, Ersetzung der trüben Selbstlaute durch helle. Haben wir es hier wirklich mit einer rassenartigen Differenzierung zu tun? Ich glaube nicht. Der polnische Jude spricht das sogenannte „Jüdisch“, das wir Westler mit Verachtung Jargon nennen. Dieser sogenannte Jargon ist eine Weiterbildung des Mittelniederdeutsch. Als im 13. Jahrhundert die furchtbaren Judenverfolgungen im Gefolge der Pest und des schwarzen Todes ausbrachen, da wanderten die Juden vom Niederrhein und überhaupt aus den Rheinländern nach dem Osten, nach Polen und weiter, um das dort fehlende bürgerliche Element zu ersetzen. Sie nahmen ihre Sprache mit und entwickelten sie dort weiter und zwar nach den Gesetzen der Lautverschiebung und Lautwandlung. Nun ging diese Sprachenentwicklung vor sich, abseits von dem großen Strome der Entwicklung der hochdeutschen Sprache, die ja durch Luthers Bibel verbreitet ist, und erfolgte außerdem unter Einwirkung der slavischen Sprache, die in dem neuen Wohnsitze der Juden gesprochen wurde. Diese Sprache nun ist die Muttersprache des polnischen Juden und wenn er eine neue Sprache an-

nimmt, englisch oder sonst eine, so spricht er einfach diese Sprache in der Art seiner Muttersprache ebenso, wie es der Deutsche tut, wenn er eine fremde Sprache spricht, und so kann auch derjenige, der ein halbwegs feines Ohr hat, leicht an der Aussprache den englisch sprechenden Deutschen sofort erkennen. Wir haben es nicht mit einer Rassendifferenzierung zu tun, sondern einfach mit einer gemeinsamen Muttersprache und der sich daraus ergebenden Sprachendifferenz. Lassen Sie mich, meine Verehrten, bei dieser Gelegenheit hinweisen auf die geradezu rührende Anhänglichkeit, mit der der polnische Jude an dieser seiner Muttersprache hängt. Souverän sprechen wir von einem häßlichen Dialekt, von einem verdorbenen Deutsch. Als man in Rom den Dichter Anderson fragte, ob er an seiner rauhen Heimat, ohne Farben, ohne Blumen, ohne Duft Gefallen findet, da gab er zur Antwort: „Findet nicht ein Sohn seine Mutter immer schön?“ Und nun meine Verehrten, dieselbe Liebe empfindet der polnische Jude für seine Muttersprache. In dieser Sprache hat er seine ersten Worte gelallt, seine Mutter sprach und flüsterte ihm in dieser Sprache die ersten Zärtlichkeiten ins Ohr, sein Vater hat sie zu ihm gesprochen und hat in ihr ihn denken gelehrt; ist es daher wunderbarlich, wenn er sie liebt, wenn er nicht verträgt, daß man sie schmählt? Ich glaube vielmehr, wir sollten darin einen schönen und menschlichen Zug des polnischen Juden erkennen. Allerdings wenn man mich nach der Möglichkeit der Ausbreitung und Entwicklung des „Jüdischen“ fragt, so muß ich gestehen, daß ich sehr skeptisch bin. Abgesehen davon, daß die hochdeutschsprechende Bevölkerung eine unüberwindliche Abneigung gegen diese Sprache hat, — diese Abneigung wird übrigens von der niederdeutschen und schweizerischen Bevölkerung nicht geteilt — ist die Erlernung dieser Sprache so ungeheuer schwer, daß ich ihr gar keine Zukunft prophezeien kann. Die Sprache ist so außerordentlich exakt, sie bindet den Sprecher so scharf, läßt keine Zweideutigkeiten im Ausdruck zu, daß der, der die Sprache nicht von Kindesbeinen an gesprochen hat, trotz der ausgezeichneten Hilfsmittel die wir haben, sie niemals grammatikalisch beherrschen würde. Ich erinnere mich, daß ich in Meran Zeuge war, wie ein Arzt zu einem polnischen Juden sagte: „Sie können aufstehen“. Er antwortete: „Ich danke, ich weiß, daß ich aufstehen kann, ich war nie so krank, daß ich hätte nicht aufstehen können“. Es gab eine lange Diskussion und endlich ergab sich das Resultat, daß der Arzt ihm hätte sagen müssen: „Sie dürfen jetzt aus dem Bette hinaus gehen“.

Meine Verehrten! Es gibt hier in Wien eine Anzahl festgefügtter, feststehender Urteile, die sich so abspielen, daß sie fast den Charakter von Reflexwirkungen haben. Wenn man dem

echten Urwiener etwas vom alten Stephansturme sagen wird, so wird er antworten: „Duliäh“, und wenn sie hier in Wien zu jemandem sagen: polnischer Jude, so antwortet er unweigerlich darauf: „Der will nichts arbeiten“. Ich will nicht wieder darauf hinweisen, daß dieses Urteil vielleicht beeinflusst ist von dem Schnorrer, den man von vornherein als einen schlaun Müssiggänger und Betrüger anzusehen geneigt ist. Aber es wird nicht viele geben, die freiwillig und ohne Not die Heimat verlassen, das Elend muß schon gewaltig groß sein, das ihn dazu treibt, von der Scholle zu gehen; er wird in die Großstadt getrieben, vielleicht vom körperlichen Elend geplagt, das er zu heilen herkommt, stößt hier auf unüberwindliche Abneigung, auf den Haß der hiesigen Bevölkerung, und hiezu kommt noch die geringe Beherrschung der Sprache. Und was soll der Mann tun, verhungern? Und verhungern, meine Verehrten, will niemand. Was bleibt ihm übrig, als Almosen zu heischen oder als Hausierer ein elendes Brot zu suchen. Hüten wir uns in dieser Richtung vor allgemeinen Urteilen. Sehen wir uns die Dinge in Galizien an. Ein überwiegender Teil der dortigen Juden lebt vom kleinen Zwischenhandel.

Da steht nun der Mann von 5 oder 6 Uhr früh bis 9 oder 10 Uhr nachts in einem zugigen, ungeheizten Lokale, angehäuft von Waren, erfüllt von der Ausdünstung der den Laden passierenden Kunden, nennt nicht einen Augenblick sein eigen. Glauben Sie, daß das Müssiggang ist, wenn er zum Einkaufe stunden- und tagelang über Land geht, um Abfälle landwirtschaftlicher Produkte zu erwerben, um die Seinen daheim vor Not zu schützen? Meine Verehrten, das ist kein Müssiggang, das ist schwere und leider oft auch erniedrigende und entwürdigende Arbeit, die der Betreffende gewiß gerne mit einer anderen vertauschen würde, wenn er nur überhaupt könnte, und wer da glaubt, daß der Zwischenhandel etwas Verwerfliches sei, daß die Zuwendung zu ihm von vornherein eine soziale Minderwertigkeit darstellt, dem habe ich folgendes zu erwidern: Die Völker des Ostens, vor allem Polen und Ruthenen, haben bis in unsere Zeit hinein überhaupt keinen Bürger- und Handelsstand gehabt; dies zu ersetzen, wurden ja die Juden in das Land berufen, für den Handel waren sie prädestiniert, ihm mußten sie sich widmen. Den Schnaps, diesen gewaltigen Handelsartikel, aber erzeugte der Großgrundherr, die Klöster oder eine Stadt, nicht der Jude, der war nur der Zwischenhändler und ist es auch noch heute der arme und elende Krämer, der den Haß des Volksvergifters auf sich laden muß, daß er das Mark des Volkes aussaugt, daß er es dem Gifte in die Arme treibt und der in den seltensten Fällen so viel verdient, daß er davon seinen leeren Magen füllen könnte. Den großen Nutzen hat aber nicht er, er hat nur den Haß, und nicht genug zum

Leben, vielleicht zu viel zum Sterben. Und wer das nicht glaubt, dem sage ich, er möge mir doch die reichen Schnapsverkäufer zeigen. Wenn er imstande ist, mir zehn zu nennen, die vom Schnapsverkaufe so viel haben, daß sie imstande sind, einen Tag sorgenfrei zu leben, dann erkläre ich mich für geschlagen. Es ist übrigens unwahr, daß der Jude sich nur diesem Berufe widmet. Man gehe nur auf das flache Land, in die kleinen Städte, wo der Jude als Lastenträger, als Ziegelschupfer sein Leben fristet, wo der arme Jude als kleiner Gewerbsmann, als Schuster und Schneider, nämlich als elender Flickarbeiter, von früh bis abends dasitzt, hingegeben einer Arbeit, deren Schilderung allein die grausamsten Qualen aus Dantes Inferno weit hinter sich läßt. Leute, die so arbeiten, das sind keine Faulpelze, das sind arme, unglückliche, getretene Menschen, die leiden unter eigener Armut, unter der Armut des Landes, in dem sie leben, das natürlich nicht imstande ist, ein solches Elend abzuschaffen. Und wenn mancher glaubt und sagt, der Jude will vom Boden nichts wissen, er lebt nur von dem Fette der anderen, dann gehen Sie einmal nach Rußland. Vielleicht haben Sie gehört, daß Kaiser Nikolaus I. eine Anzahl Juden probeweise herausgenommen, in Dörfern angesiedelt hat und zu Bauern in einzelnen Rayons machte, und diese Bauern haben in einer derartigen Weise prosperiert, daß die Landstriche aufblühten unter ihrer Musterwirtschaft, so daß die anderen Grundbesitzer den Zaren anflehten, er möge damit doch aufhören. Wem dies nicht genügt, der sehe sich an, wie der Jude im Osten als Pächter selbst mitarbeitet, er geht selbst hinter dem Pfluge, und zu den schönsten Stunden meines Lebens rechne ich, als ich das erstemal nach Czortkow, in meinen Wahlbezirk, kam und mir eine würdige Patriarchalengestalt mit langem Barte, mit schwieligen Händen, den Kaftan mit Spuren der Scholle bedeckt, entgegengrat, die Hand reichte und drückte, und ich erstaunt war, den Juden als Bauer zu finden. Es war mir dies wie die Verkörperung der schönen Gestalt, welche unsere Literatur aufzuweisen hat, des Talmudbauers; der Jude haßt nicht den Boden, er liebt ihn mit der ganzen Kraft seiner Seele; daß er ihn nicht haben kann, ist nicht seine Schuld. Vielleicht ist Ihnen bekannt, daß ganz Galizien von dem furchtbarsten Landhunger geschüttelt wird, daß die polnisch-ruthenischen Bauern den Preis des Bodens derart in die Höhe getrieben haben, daß Landgüter in der Nähe von Tarnopol und Kolomea doppelt und dreifach den Wert haben wie die Landgüter in Niederösterreich. Wie kann der Jude da als Konkurrent um den Boden mit auftreten, und wenn er es tun würde, dann würde er den ganzen Haß der übrigen Bauern entflammen, die nun den Konkurrenten um diese von ihnen so heiß ersehnte Scholle in ihm sehen würden.



Aus diesen von mir ja nur in ganz kurzen Umrissen angedeuteten Erwerbs- und Lebensverhältnissen des polnischen Juden können wir, wie ich glaube, ohne viel Schwierigkeit auch sein inneres Wesen entwickeln. Er folgt dem allgemeinen Menschengesetze zum großen Teile, ein Produkt seines Milieus zu sein. Man sagt, er sei ein besonders guter Kaufmann. Gerade das muß ich trotz aller Liebe, die ich ihm entgegenbringe, auf das Entschiedenste negieren. Ausnahmen sind ja vorhanden, aber im allgemeinen repräsentiert der polnische Jude den Typus des kleinen, ängstlichen, nichts wagenden Unternehmers, und das ist ja auch ganz natürlich. Durch Jahrhunderte war er auf einen engen Raum zusammengedrängt, der Möglichkeit beraubt, von einem Orte in den anderen zu wandern, ohne eine Art Erlaubnisschein zu besitzen, auf der anderen Seite mußte er mit der entsetzlichen Konkurrenz der immer wachsenden Bevölkerung rechnen, wo der Sohn oder 5 Söhne wieder das Gewerbe des Vaters ergreifen mußten und daher die fünf-fache Zahl von Menschen zu erhalten war, so daß sich die Möglichkeit der Lebensbedingungen fast auf Null reduzierte. Wie hätte sich da Größe entwickeln können? Das Höchste, was der Einzelne anstreben und erreichen kann, ist so viel zu gewinnen, daß er von heute auf morgen leben kann und nicht verhungern muß. Deswegen, wenn man dem Juden, speziell dem polnischen Juden nachsagt, er sei der geniale Kaufmann, so muß ich das verneinen, es wäre auch ein Wunder, wenn er es wäre. Allerdings muß man zugestehen, er hat die Fähigkeit dazu. Durch Jahrhunderte hat man ihm den Sinn für den kaufmännischen Stand angezchtet. Wenn die Angst, die durch Generationen ihm vererbt worden ist, die Angst des Verlustes, des von heute auf morgen nichts haben, wenn ihm diese Angst genommen würde, wenn er sie einmal überwunden hat, dann kann sich die zweite, ganz ebenso anerzogene Fähigkeit weiter entwickeln, nämlich überall zu erkennen, wo es möglich ist, etwas anzufassen, wo es möglich ist, etwas zu tun. Deshalb können wir sagen: Der polnische Jude ist potentiell ein großer Kaufmann. Wenn glückliche Verhältnisse eintreten, dann wird er sich zu einem großen Kaufmanne entwickeln können. Heute ist er es noch nicht.

Dieselben Verhältnisse, die diese Art des kaufmännischen Lebens gezchtet haben, waren die Ursache der eigenartigen Entwicklung seines Lebens innerhalb der Familie. Vereinzelt wird die Tatsache, daß der polnische Jude einen außerordentlichen Familiensinn hat, einen Familienegoismus, der die besten Begriffe übersteigt, ihm als Fehler angerechnet. Im allgemeinen aber anerkennt man gerne als Tugend, daß die Liebe, die er in der Familie entwickelt, zwischen Kindern zu Eltern und umgekehrt, zwischen den Ehegatten, ja selbst bis in den 3. und

4. Grad, daß diese viel intensiver ist, als hier im Westen. Die historische Entwicklung deckt uns auch hier die Quellen auf und lehrt uns nicht, der Rasse zuzuschreiben, was angezüchtet wurde. Stellen Sie sich vor, daß durch eine lange Zeit bei der entsetzlichen Rechtsunsicherheit, bei der drohenden Gefahr, von heute auf morgen obdachlos und brotlos zu sein, die äußere Welt an Wert für den Einzelnen unendlich viel verlieren mußte. Diese Außenwelt war feindlich, vor ihr hieß es sich hüten, da mußte man sich umsomehr im Inneren zusammenschließen, aber wenn der Feind los war, wenn einem Landesherrn einfiel, seine Juden zu verkaufen oder auszutreiben, der Pöbel hereinbrach und Feuer in die friedlichen Häuser trug, dann waren Sohn und Vater, Mann und Frau, Eltern und Kinder mehr als Familienangehörige, dann waren sie Genossen des Elends, die hinausgehen mußten, die suchen mußten, sich zu verbergen, in Not sich zu verkriechen, wie gehetzte Tiere des Waldes, ein Stück Brot zu erbetteln, um es zu teilen. Kann es uns da wundern, daß sich ein Familiensinn entwickelte, vor dem wir staunend stehen? Können wir uns dann wundern, daß der polnische Jude in seiner Frau, in seinen Kindern, in seinen Eltern mehr sieht, als wir anderen alle und glauben Sie, nicht nur auf das Verhältnis der einzelnen Familienmitglieder hat das eingewirkt, auch auf die Schaffung einer Ehemoral, die viel strenger ist, als man ahnt. In dem Moment, wo die Außenwelt versinkt, wo die Familie alles wird, dann, meine Verehrten, wird auch eine Ehe bestehen bleiben, die sonst vielleicht brüchig geworden wäre, mit dem Moment wird der Vater, die Mutter das eigene Glück für nicht existent betrachten gegenüber dem einen Streben, mein Kind soll es besser haben, als ich selbst. Dann gibt es kein Denken an Hunger und Durst, dann gibt es so leicht keine Möglichkeit, daß die Eltern sich trennen und so dem Kinde den Vater oder die Mutter bei Lebzeiten rauben. Ein polnischer Jude hat zu mir gesagt, eine solche Handlung würden sie als Kinderseelenmord betrachten, der ihnen ebenso unbegreiflich bleibt, wie der Elternmord. Diese viel geschmähten Juden haben eine ethische Anschauung, die ein sehr beherzigenswertes Beispiel geben könnte. Und wie diese Verhältnisse, meine Verehrten, das Verhalten des Einzelnen in seiner Familie gebildet und geformt haben, so haben sie dies auch gegenüber der Außenwelt getan. Ich will es registrieren, ohne ein Urteil darüber zu fällen. Es wird behauptet, der polnische Jude sei in seinem Verkehr mit der Außenwelt, mit Höherstehenden, und gar mit dem Nichtjuden servil und unterwürfig, oder aber er sei aufdringlich. Und nun denken Sie daran, daß durch viele Jahrhunderte diese Außenwelt nur aus Feinden bestand. In Frankfurt mußte der Jude, wenn er auf die Straße kam und wenn es der älteste war, seine Pelzmütze abnehmen

und vor jedem Nichtjuden 3 Schritte vorher und nachher mit der Mütze in der Hand dastehen, wenn dieser ihm dies befahl. Solche Verfolgungen und Mißachtungen leben, wenn auch unbewußt, nicht in der Seele des Einzelnen, so doch in der des Volkes weiter, das wacht auf, wenn er mit der Außenwelt in Berührung kommt. Nehmen wir, meine Verehrten, auf der anderen Seite mit Freude zur Kenntnis, daß ein neues Geschlecht heranwächst, das nicht mehr durch Kriechen und Unterwürfigkeit sich vor der Außenwelt erniedrigt, sondern als Mann dem Manne, als Mensch dem Menschen entgegentritt, von der festen Ueberzeugung durchdrungen, daß die Menschenwürde im zwanzigsten Jahrhundert auch beim Juden ihre Schätzung finden wird.

Meine Verehrten! Sie würden mich der Ungerechtigkeit und der bewußten Parteinahme beschuldigen, wenn ich zum Schlusse nicht noch zu reden käme auf die sogenannten allgemein anerkannten Fehler der polnischen Juden. Das ist vor allem der Schmutz. Schmutzig heißt es, wäre er und darüber kommt man nicht hinweg. Demgegenüber möchte ich vor allem darauf hinweisen, daß die jüdische Religion dem Juden, und ein großer Teil der polnischen Juden ist orthodox, Waschungen zur Vorschrift macht. Wenn aber der polnische Jude trotzdem so vielfach schmutzig ist, dann vergessen Sie das eine nicht, Reinlichkeit ist ein Luxus, ein Zeichen von Wohlbefinden; das klingt paradox, ist aber doch wahr. Fragen Sie sich selbst, wer 16 Stunden im Tage schwer gearbeitet hat, ohne die Möglichkeit, aufzuschauen und aufzuatmen, wird der dann nicht abends erschöpft, ermüdet, unfähig überhaupt, zu denken, auf sein hartes Lager hinfallen und nicht darnach fragen, ob er sich gewaschen hat oder nicht. Erinnern Sie sich an die erschütternden Schilderungen von Upton Sinclair in seinem Buche *The Jungle*, in welchen er den lithauischen Arbeiter in den Packhäusern Chicagos in einem Meere von Schmutz arbeitend schildert, wo der Ventilator ihm den Staub in die Kleider treibt, der einen derartig pestillenzartigen Geruch ausströmt, daß man ihn von der Tramway vertreibt, der anfangs glaubte, er müsse daran sterben, und der Hunger treibt ihn ins Packhaus immer wieder hinein, und er gewöhnt sich schließlich, auf den Schmutzhaufen zu schlafen. Denken Sie an diese Schilderungen, meine Verehrten. Erinnern sie sich, wie der polnische Jude von früh bis abends arbeitet, wie er sich plagt und nicht einmal so viel verdient, um für sich und seine Familie den Hunger stillen zu können, und dann fragen Sie sich, ob dieser berüchtigte Schmutz des polnischen Juden nicht eine traurige Folge der traurigen Wirtschaftsverhältnisse ist. Sehen Sie sich einmal die wohlhabenden polnischen Juden an, da finden Sie nichts von diesem Schmutz, sondern Gentlemen und ebenso wohl-

gezogene Leute, wie die Juden und Nichtjuden es hier im Westen sind. Und ein zweiter, noch viel schwererer Vorwurf, der gegen den polnischen Juden gerichtet wird, ist, daß er unredlich in seinem Handeln und in seinem Vorgehen sei. Er kenne nicht Treu und Glauben, er suche sich eingegangenen Verpflichtungen zu entziehen und überhaupt, er sei im geschäftlichen Verkehre moralisch minderwertig. Meine Verehrten, es ist immer schwer, gegen derartige allgemeine Behauptungen zu polemisieren, etwa an der Hand von statistischen Tatsachen. Der wirtschaftliche Kampf, den der polnische Jude zu führen hat, ist unendlich schwerer als der, den irgend ein anderer Mensch zu bestehen hat. Bedenken Sie, daß dieses große und von der Natur so reich gesegnete Land Galizien leidet an einem Massenelend, welches sich nicht nur auf den Juden, sondern auch auf den ruthenischen und polnischen Bauern ausdehnt, es nennt keine Industrie, keinen nennenswerten Handel, kein Kapital sein Eigen. Wie aber ist es mit dem Wucher? Nun, die Kunst, auf der einen Seite ein Hungerleider zu sein und auf der anderen Seite zu 20 Prozent auszuleihen, diese Kunst hat auch der polnische Jude nicht zustande gebracht, sondern im Gegenteil, er leidet selbst entsetzlich unter dieser Kapitalarmut, unter dem Wucher im Lande. Und nun bedenken Sie, in einem Lande, wo die Verhältnisse derartige sind, wo ein Elend herrscht, das in Europa seinesgleichen nicht hat, wo eigentlich eine jede heute geschaffene Existenz eine sinkende, eine zugrundegehende ist, wo die Familienanhänglichkeit das Leid vervielfacht, und fragen Sie sich dann: kommt es nicht auch im Westen vor, daß, wenn ein Mann vor dem Untergange steht, wenn er den Ruin vor sich sieht, der unausbleiblich ist, daß er zu verzweifelten Mitteln greift, sich selbst tröstend mit der Ausrede, wenn das gelingt, dann werde ich es gutmachen. Allerdings, meine Verehrten, gibt es etwas, das am Marke des polnischen Juden frißt, ein Uebel, das vielleicht viel Schuld trägt an dem, was ich geschildert habe: der Aberglaube. Der Chassidismus, die Macht der Wunderrabbis, herrscht in einem derartigen Maße, daß solch' ein Wunderrabbi für eine fast überirdische Persönlichkeit gehalten wird. Die Vorstellung, daß die Gottheit zu erhaben ist, als daß der Mensch sich ihr direkt nähern könnte, daß es eines Vermittlers bedürfe zwischen Gott und Menschen, hat den Wunderrabbi zu etwas derartig Uebermenschlichem gemacht, daß er eigentlich der oberste Herr ist; er verteilt ja Gnade und Gunst des Himmels, und daß dieser Wunderrabbi ein Interesse hat, daß kein freier Lufthauch in das Land kommt, ist nicht verwunderlich, sein Geschäft beruht ja nur auf der Dummheit der Menschen. Obwohl ich mich politischen Fragen bisher ferne gehalten habe, kann ich nach dieser Richtung hin unserer Regierung eine schwere Schuld

nicht absprechen. Meine Verehrten, stellen Sie sich die bis ins übermäßige gesteigerte Orthodoxie der polnischen Juden vor, dies bedingungslose Festhalten an der äußeren Form und den kleinen Details des Judentums. Die Schulen in Galizien sind nun nicht nur National-, sondern auch direkte Konfessionsschulen, wie in Tirol und zum Teile bereits in ganz Oesterreich, und da werden Sie es begreifen, daß die polnischen Juden mit ihrer Orthodoxie sich weigern, ihre Kinder in diese fremdkonfessionellen Schulen zu schicken. So haben denn die Baron Hirsch'-Schulen als ein wahrer Segen gewirkt, denn sie geben dem polnischen Juden nicht nur die Möglichkeit, sich aus den Fesseln des Chassidismus zu befreien, sondern auch die Türe aufzumachen, die nach dem Westen führt.

Und so möchte ich nun zusammenfassen und sagen:

Was der polnische Jude braucht, ist Luft für seine Lungen, Arbeit für seine Hände, Gedanken für seinen Kopf, dann aber, meine sehr Verehrten, werden alle, nicht nur wir vereinzelt, im polnischen Juden den echten, treuen und wahren Bruder sehen, und dann werden auch Sie, meine Verehrten, die Sie nicht jüdisch sind, den polnischen Juden als das erkennen, was er ist, ein Mensch mit vorzüglichen Qualitäten, ein Mensch, ausgestattet mit der Fähigkeit, alles zu werden, ein Segen für die Menschheit, wenn die Menschheit diesen Menschen, der sich ihr bietet, annehmen und an ihre Brust drücken wird, alle trennenden Schranken vergessend, von dem Gedanken beseelt:

Auch du bist ein Bruder und auch du bist mir willkommen!!!

---

### Leopold Hilsner.\*)

Von Julius Ludassy.

Wien, 11. November.

Am 14. November 1900 hat der Gerichtshof von Pisek Leopold Hilsner schuldig gesprochen. Er wurde als Mittäter bei der Ermordung der Agnes Hruza und der Marie Klima zum Tode verurteilt, dann aber zu lebenslänglicher Zuchthaushaft begnadigt. Sofort nachdem die Geschwornen ihr Verdikt abgegeben hatten, schritt der Vorsitzende des Prozesses auf den Verteidiger Dr. Aurednicek zu und sagte ihm bewegt: „Herr Doktor! Heute ist ein Unschuldiger verurteilt worden!“ Seitdem sind zehn Jahre verflossen. Zehn Jahre und neun Monate

---

\*) Der ausgezeichnete Wiener Publizist rollt im »Pester Lloyd« nochmals die furchtbare Tragödie von Polna an der Hand der bekannten Schrift von Dr. Nussbaum auf. Wenn auch seine Darstellung keine neuen Momente bietet, so ist sie doch geeignet, das Gefühl brennender Schmach über diesen schrecklichen Justizmord lebendig zu erhalten und die verantwortlichen Leiter unserer Justizpflege an die Pflicht der Revision zu mahnen.

Die Redaktion.

ist Hilsner seiner Freiheit beraubt. Hoffnungslos blickt er in die Zukunft, als ein Mensch, den ein ungeheures Schicksal zerschmettert hat. Zweiundzwanzig Jahre hat er gezählt, als er die Beute seines Verhängnisses wurde, als die düsteren Pforten des Kerkers für immer hinter ihm zufielen. Heute steht er auf der Höhe des Daseins. Oede und freudlos dehnen sich seine Tage. Vor kurzem erst hat der Frevler, dessen verruchte Hand das Dasein einer Kaiserin abgeschlossen hatte, dargetan, daß der Tod einer solchen Strafe vorzuziehen ist. Und nur um einige Monate war die Haft Lucchenis länger als die Hilsners. Luccheni und Hilsner! Wir kennen die Tat des einen. Im hellen Sonnenlichte vollzog sie sich vor den schreckerstarrten Zeugen. Da gab es keine Unklarheit — keine Zweifel — keine Bedenken. Was aber hat Hilsner getan? Was hat er getan, um derselben Strafe würdig zu sein wie Luccheni? Wir müssen es uns fragen, immer noch fragen. Denn die Fäden, die hier von der Tat zum Täter führen, sind ein Gespinnst aus religiöser Leidenschaft und Verblendung, aus Rassenhaß und Suggestion, aus Wahn und Irrtum. Wir müssen es uns fragen, immer noch fragen. Denn mag Hilsner auch nicht eine Zierde der Menschheit sein, wandelt er auch nicht auf den Höhen der Bildung und Gesittung, ist er auch nur ein Tunichtgut, feig und dumm, verlogen und arbeitsscheu, im wahrsten Sinne des Wortes ein Angehöriger des Lumpenproletariats, so machen ihn doch diese Einwendungen gegen seine Persönlichkeit nur der Achtung verlustig — sie bilden aber noch lange keinen zureichenden Grund zu den Qualen, die ihm auferlegt sind. Nicht um Hilsner handelt es sich, wenn man heute an ihn erinnert, sondern um die Gerechtigkeit und, wenn diese die Grundlage des Staates bedeutet, um den Staat selbst. Denn unser aller sittliches Empfinden ist verletzt, wenn die Justiz einen Mißgriff begeht und aus Formalismus hartnäckig auf ihm beharrt — das Rechtsbewußtsein empört sich, mag das Opfer nun zu den Armen, Mühseligen und Beladenen, oder zu jenen gehören, denen alle prangenden Herrlichkeiten des Lebens zu Füßen liegen. Und seine Entrüstung wächst, wenn wir erwägen, daß der wirkliche Schuldige sich schadensfroh hinter der Unvollkommenheit der Institutionen verbirgt . . .

Vergegenwärtigen wir uns durch einen flüchtigen Ueberblick den Gang der Ereignisse. Am 1. April 1899, dem Tage vor Ostern, wird dicht am Wege von Polna nach dem Dorfe Klein-Wiesnitz die neunzehnjährige Agnes Hruza mit einer großen Schnittwunde am Halse tot aufgefunden. Hilsner wird der Tat verdächtigt und nach fünftägiger Verhandlung am 16. September 1899 durch das Schwurgericht in Kuttentberg schuldig befunden. Hierbei wurde angenommen, daß der jüdische

Schustergeselle einen Ritualmord vollbracht habe. Diese Unterstellung fand ihre Grundlage im Gutachten der Gerichtsärzte, nach deren Ansicht an dem Fundorte der völlig ausgebluteten Leiche nicht genug Blut vorhanden gewesen sei. Hierauf erhebt der Verteidiger die Nichtigkeitsbeschwerde. Der Kassationshof in Wien fordert ein Obergutachten der tschechisch-medizinischen Fakultät in Prag. Dieses Gutachten stellt fest, daß das Gutachten der Gerichtsärzte in Kuttenberg nicht zutreffend gewesen sei, vielmehr habe das aufgefundenen Blut dem mutmaßlichen Blutverluste entsprochen. Daraufhin hebt der Kassationshof das Kuttenberger Urteil auf und verweist den Prozeß vor das Schwurgericht in Pisek. Bei dieser erneuten Verhandlung wurde gegen Hilsner eine weitere Anklage wegen Ermordung der Marie Klima erhoben. Es ist dies ein Mädchen aus Ober-Wiesnitz bei Polna, das seit dem 17. Juli 1898 verschwunden war und der man ein am 27. Oktober 1898 im herrschaftlichen Walde bei Polna gefundenes Skelett zuschrieb. Diese Anklage stützte sich vornehmlich auf gewisse übereinstimmende Erscheinungen, die der Leichenfund in den Fällen Hruza und Klima aufwies und die nach Ansicht der Anklagebehörde auf eine Identität der Täterschaft schließen ließen. Der Staatsanwalt in Pisek hat mit Rücksicht auf das Prager Fakultätsgutachten auf die Annahme eines Ritualmordes verzichtet; er suchte das Motiv für beide Mordtaten auf sexuellem Gebiete. Die Verhandlung in Pisek nahm siebzehn Tage in Anspruch. Eine zweite Nichtigkeitsbeschwerde blieb ohne Erfolg. Die Geschwornen bestanden in Kuttenberg aus sechs Bauern, einem Müller, einem Verwalter, einem Kaufmann, einem Chemiker und einem Großgrundbesitzer; in Pisek aus kleinen Beamten und Handwerkern. In beiden Fällen waren sämtliche Geschwornen Tschechen. Wie bei der Dreyfusaffäre, so fanden sich auch hier aus den höchsten geistigen Schichten christliche Männer, die sich zum Teile unter großen persönlichen Opfern für die Sache der Gerechtigkeit einsetzten. Unter ihnen sind besonders der Soziologe Professor Masaryk und der tschechische Dichter Machar zu nennen. Ihre Bemühungen prallten an den Bollwerken des Antisemitismus wirkungslos ab. Hilsners Verurteilung war für diese Partei eine politische Notwendigkeit. So war es denn eine ausgemachte Sache: der Mann mußte im Zuchthaus bleiben. Was war er denn auch? Ein jüdischer Bettler! Mochte er auch schuldlos leiden — gleichviel . . . für ein solches Individuum kann es kein Mitleid geben! . . .

Die Leiche der Agnes Hruza lag etwas abseits vom Wege im Jungholz des Brezinawaldes. Das Antlitz des unglücklichen Mädchens war der Erde zugewendet, der Körper schwach nach rechts gekrümmt, die Hände unter dem Haupte gekreuzt, die

Unterschenkel in scharfem Winkel aufgebogen. Wie die Leiche bekleidet war, läßt sich nicht feststellen. Denn das Protokoll vom 1. April, das der Bezirksrichter Reichenbach aufnahm, war so mangelhaft, daß es der Adjunkt Baudysch durch ein zweites Protokoll vom 23. April ergänzen mußte — dieses aber ist naturgemäß nicht mehr eine Tatbestandsaufnahme, sondern legt mehr oder weniger verlässliche Erinnerungsbilder an eine solche dar. Das erste Protokoll spricht von einer Jacke und einem Leibchen. Aber der Totengräber weiß, daß Hruza zwei Leibchen anhatte. Die Jacken waren von rückwärts aufgeschürzt, so daß sie nur mehr die Arme der Leiche bedeckten. Ihr Kopf wurde von dem oberen Teil des Hemdes und vom unteren Teil des Rockes verhüllt. Der untere Teil des Hemdes und das dritte Leibchen haben sich unter den in gerichtliche Verwahrung genommenen Stücken nicht wieder vorgefunden. Unter der Leiche eine Blutlache. Weiter nach Osten eine Bodenvertiefung. In dieser wieder Blut. Hier liegt auch ein mit Blut beflecktes Stück Leinwand, so zusammengelegt und so verunreinigt, wie wenn jemand sein Messer daran abgewischt hätte. An dem Stoffe haften Haare der Hruza. In nächster Nähe ein Strick, gleichfalls mit Blut besudelt — drei Fasern sind durchgeschnitten; an dieser Stelle, wie auch am Ende des Strickes wieder Haare der Hruza. In der Vertiefung, wie an Bäumchen in der Nähe lose Fäden. Sie werden in gerichtliche Verwahrung genommen, dann aber nicht mehr vorgefunden. Rings sind die Kleidungsstücke verstreut. Unter einer Fichte die Kopftücher. Einige Schritte weit nördlich die Unterröcke. Einige Schritte westlich die Schürze; in diese sind ein abgeschnittener Saum des Hemdes und Fäden eingewickelt. Nahe am Fundort ein abgeschälter Tannenstock. Jedermann, der sich mit kriminalistischen Dingen befaßt, empfindet sogleich, daß er es hier mit einer schwierigen Angelegenheit zu tun hat. Aber ein Leichtsinn sondergleichen waltet in diesem Falle. Die wichtigsten Bestimmungen fehlen im Protokoll — von der Photographie wird kein Gebrauch gemacht — bedeutungsvolle Dinge, die vielleicht Aufklärung bergen, werden verschlampt und verloren. Desselben Geistes ist der Sektionsbefund der Gerichtsärzte Prokesch und Michalek. Sie ermitteln die Tiefe der Halswunde nicht, die sie zu untersuchen haben. Es fehlt an jeder Angabe über Farbe und Blutgehalt der Lungen, was für die Frage der Todesursache von Belang ist. Sie finden an der rechten Halsseite der Hruza eine Strangulierungsfurche, aber sie untersuchen die darunterliegenden Gewebe nicht, so daß man nun nicht weiß, ob der Tod infolge des Erwürgens oder des Verblutens eingetreten ist. Zum Ueberflusse widersprechen sich die Sachverständigen, indem sie bei der Verhandlung über wichtige Punkte Aussagen machen, die mit ihrem Protokoll

nicht übereinstimmen. Das Fazit all dieser kriminalistischen Nachlässigkeiten ist, daß auch die Prager Fakultät sich über die Ursache des Todes nicht mit Bestimmtheit zu äußern vermag.

Nachdem der Tatbestand in einer Weise, die der modernen Kriminalistik Hohn spricht, verwirrt und versudelt worden war, hätte es der Genialität jenes Mannes, der Hofrichter in das Netz der Indizien eingesponnen hat, bedurft, um den Schuldigen ausfindig zu machen. Immerhin — der Verdacht bewegte sich auf zwei Linien. Die eine führt in die unmittelbare Nähe der Hruza. Der Postenfürer Klenovec bekundet, daß eine erkenntliche Spur längs des Weges geführt habe. Sie wird nicht weiter verfolgt. Die Mutter der Hruza sagt aus, es sei schon am Tage vor dem ersten April Blut gefunden worden. Sie sagt nicht wo. Jedenfalls meinte sie, anderwärts als an dem Fundorte. Niemand fragt sie nach näheren Bestimmungen ihrer Angabe. Das Stück Leinwand, das bei der Leiche gelegen, wurde als ein Teil einer Maurerschürze betrachtet. Die chemische Untersuchung hat für diese Auffassung gesprochen. Denn im Gewebe wurden Kalkflecken entdeckt. Johann Hruza, der Bruder der Ermordeten, war Maurer. Er trägt bei dem Leichenbegängnisse der Schwester die eine Hand immer in der Tasche. Ein Zeuge hat bemerkt, daß diese Hand zerkratzt war. Gleich am Tage nach dem Morde fühlt er in aller Morgenfrühe das Bedürfnis zu beichten. Schon um 6 Uhr erscheint er in dem benachbarten Seelenz. Aber der Geistliche schläft noch. Sofort begibt sich der Maurer nach Polna und erleichtert sein Gewissen bei dem Kooperator Vleck. An demselben Tage wird er von dem Postenfürer Klenovec auch an der Fundstelle betreten. Wunderlich ist gar das Betragen seiner Mutter. Nachdem die Tochter, die sonst nie über Nacht außer dem Hause war, am Mittwoch nicht heimkommt, spricht sie auch Donnerstag nicht über diese für sie sicherlich beängstigende Tatsache. Der Bruder schweigt ebenso. Erst am Freitag erkundigt sich die alte Hruza bei der Frau, bei der Agnes zu nähen pflegte, nach dem Körbchen der Ermordeten. Als sie dann dem Klenovec die Anzeige macht, fällt diesem gleich auf, daß sie einen blauen Fleck am Auge hat. Aber sie sagt, die Kuh habe sie gestoßen. Die Geschwister haben nachweisbar in Unfrieden gelebt. Aber als der Verteidiger beantragte, daß der Bruder als Zeuge vernommen werde, wollte der Gerichtshof seinem Wunsche nicht willfahren. . . Die zweite Spur führt in die Ferne. Im Walde trieb sich ein Mensch herum, der wiederholt versucht hatte, den Mädchen Gewalt anzutun. Agnes hat denn auch ihrer Freundin Bernard von diesem Wüstling erzählt und ihr geklagt, daß der Weg unsicher sei. Die Zeugin Antonie Behal bekundet, daß der Unhold sie am Tage vor dem Morde in der unmittelbaren Nähe des Fundortes an-

gesprochen habe. Am Mordtage sieht die Karoline Pelikan auf dem Wege, den auch die Hruza gewandelt, einen ortsfremden Mann, der ihr so unheimlich vorkommt, daß sie umkehrt. Die Zeugin Vemola erblickt ihn zur kritischen Zeit an dem kritischen Orte. Und er schwingt einen weißen Stock. Einen weißen Stock, der dem bei der Leiche der Hruza gefundenen ähnlich sei. Beide Spuren wurden nicht weiter verfolgt. Aus welchem Grunde? Der Postenführer Klenovec hatte die Wunde, die Agnes Hruza am Halse hatte, alsbald als einen „Schächtschnitt“ erkannt. Der Generalprokurator Lorenz hat allerdings erklärt, von einem solchen könne nicht die Rede sein. Aber gleichviel — Klenovec war nun einmal seiner Ansicht. Aus diesem Grunde ließ er den Verdacht gegen Johann Hruza fallen. Dieser hatte ein Taschenmesser, das nach der Meinung des Klenovec nicht geeignet war, jene Wunde herbeizuführen. Das Gutachten der Prager Fakultät erdreistet sich, einen anderen Standpunkt einzunehmen: es vertritt die Anschauung, der Schnitt hätte auch mit einem gewöhnlichen Taschenmesser ausgeführt werden können. Aber gleichviel — Klenovec verfolgt seinen Plan. Am Ostermontag schon bringt er Hilsner zur Vemola. Sie erkennt in ihm nicht den Mann, der sie am Mordtage zwischen fünf und sechs Uhr in der Nähe des Fundortes angesprochen hatte. Sie bleibt bei dieser Aussage auch am nächsten Tage vor Gericht. Der Richter Reichenbach entläßt daher Hilsner, ohne mit ihm ein Protokoll aufgenommen zu haben. Am Nachmittag verhaftet ihn Klenovec neuerdings. Warum? In Kutttenberg bekundet Klenovec, er habe Hilsner wieder eingezogen, weil er mit ihm Scherze getrieben habe. Er habe nämlich bei Hilsner nach einem grauen Anzug gesucht, weil die Vemola angegeben hatte, der Unheimliche habe einen solchen getragen. Hilsner nun habe einem seiner Freunde gesagt, der graue Anzug hänge „in der Luft“. Ein Witz also. Ein lahmer Witz eines dummen Pechvogels. Und wegen dieser Äußerung war der Postenführer so erbittert, daß er seine volle Macht übte. Sofort brachen in Polna Judenexzesse aus. Am 12. April traf Schwer als Spezialberichterstatter eines bekannten Antisemitenblattes in Polna ein. Er organisierte ein Komitee zur Kontrolle der Gerichte. Er hat, wie der Interpellation des Abgeordneten Schneider vom 19. Mai 1899 zu entnehmen ist, „mit Unterstützung des Bürgermeisters, des Polizeikommissärs und anderer Gemeindefunktionäre in gewissenhaftester Weise seine Erhebungen gepflogen, indem er sowohl eine Tatbestandsaufnahme auf Grund der vorliegenden Daten verfaßte, ferner aber auch die Aussagen der einzelnen Personen, die über die Personen der Täter und die Art und Weise, wie der Mord vollbracht wurde, Mitteilung zu machen in der Lage waren, protokollarisch festlegte“. Die Gerichtshoheit war den

Behörden entwunden. Die Parteiagitation trat an ihre Stelle. Die Presse, das Parlament — Himmel und Hölle wurden in Bewegung gesetzt, damit in Oesterreich zuerst statfinde, was sich nicht einmal in den finstersten Zeiten des Mittelalters ereignet hatte, damit eine Verurteilung wegen Ritualmordes Tatsache werde.

Wie gewissenhaft die Erhebungen, von denen Schneider spricht, gepflogen wurden, geht aus der kriminal-psychologischen Untersuchung, die Dr. Artur Nußbaum dem Polnaer Prozesse gewidmet und die Franz v. Liszt mit einem Vorworte versehen hat, hervor. Hilsner hatte einen fünfzehnjährigen, in der geistigen Entwicklung zurückgebliebenen Bruder namens Moritz, der bis zur Zeit des Mordes bei dem Schuhmacher Sic als Lehrling gearbeitet hatte. Diesen Umstand gedachte Schwer sich nutzbar zu machen. Da er nicht tschechisch verstand, vereinigte er sich mit dem Polnaer Fabrikanten Novotny; beide fuhren mit Sic nach Großmeseritsch, wohin die Familie Hilsner nach Ostern 1899 gezogen war. Hier traten Schwer und Novotny in ein Restaurant, während Sic in die Stadt eilte und „zufällig“ den kleinen Hilsner traf. Sic lud den Jungen ein, mit ihm in ein Restaurant zu gehen. Moritz ging auf den Vorschlag ein. Sic und Hilsner nahmen nun in der Nachbarschaft der Herren Schwer und Novotny Platz. Sie mußten später unter Eideszwang zugeben, daß der Lehrherr Moritz Hilsners auf Kosten Schwers Kuchen und drei Viertel Liter Wein bestellte. In der Verhandlung meinte Schwer, der Lehrling sei nachher „angeheitert“ gewesen. Allein da es sich hier um einen Fünfzehnjährigen handelt, der in den ärmlichsten Verhältnissen lebte und Weingenuß kaum gekannt haben wird, muß man annehmen, Moritz sei durch die drei Viertel Liter trunken gemacht worden. In diesem Zustande wurde er einem eingehenden Verhör über den Ritualmord unterworfen. Man hätte insbesondere gern gehört, daß der Schächter Kurzweil in der Nacht vor dem Morde in Hilsners Wohnung geschlafen habe. Da nun Trunkene zusammenhangloses und unverantwortliches Zeug vorzubringen pflegen und sich leicht allerlei einreden lassen, so könnte man sich nicht wundern, wenn der Knabe auf die ihm gestellten Fragen irgendwelche Antworten vorgebracht hätte, die im Sinne des Blutmärchens deutbar gewesen wären. Aber es geschah nichts dergleichen. Moritz wußte nichts von Kurzweil — er „leugnete“, sagte Novotny, und im übrigen „mengte er“, wie Novotny weiter mißbilligend feststellte, „alles durcheinander“, was freilich in seinem Zustande nicht erstaunlich war. Die Aeußerungen Hilsners waren nicht zu gebrauchen, und so mußte denn Schwer mit seinen Begleitern unverrichteter Dinge wieder abreisen. Der Mißerfolg hinderte ihn aber nicht, in seinem Blatte

vom 3. August mitzuteilen, der Junge habe Geständnisse abgelegt, so daß „den Hörern die Haare zu Berge gestanden hätten“.

Trotz dieser Unterstützung, die die Anklagebehörde gefunden, rückte sie in gar leichter Rüstung zur entscheidenden Schlacht vor. Es waren zwei Kronzeugen, über die sie verfügte. Der eine war der Fuhrmann Cink. Dieser hatte sich am 24. April gemeldet und angegeben, er habe Hilsner am Mordtage mit zwei jüdischen Spießgesellen gesehen. Die drei Burschen liefen rauchend an ihm vorbei, dem Walde zu. Sie verfolgten eine Frauensperson, die wegen des Regens den Rock über den Kopf gezogen hatte. Das konnte die Vomela gewesen sein, denn die Hruza brach erst eine Weile später von Polna auf. Allein die Vomela erklärte, sie hätte den Rock nie über den Kopf gezogen. Auch habe es an dem Tage nicht geregnet. Nach Erhebung der Anklage trat auch Peter Pesak auf, ein Kleinbürger von Polna. Im August 1899, vier Monate nach Auffindung der Toten, erscheint er bei Gericht und gibt an, er hätte am 29. März, an dem Tage, an dem der Mord geschah, nachmittags sein Haus verlassen, um nach Dobrutow zu gehen. Nach ein Viertel auf sechs hätte er auf dem Wege eine Zeit verweilt, um seine Notdurft zu verrichten. Hierbei habe er auf den Brezinawald gesehen, was er immer zu tun pflegte, weil er dort vor Jahren billiges Holz gekauft habe. Am Rande des Waldes habe er nun einen schlanken Mann in einem grauen Anzug erblickt; ruhig stand die Gestalt da und stützte sich auf einen weißen Stock. In ihr habe er Hilsner erkannt. Dieser habe sich dann umgedreht und sei im Jungholze mit zwei anderen, schwarzgekleideten Genossen zusammengetroffen. Die Entfernung, auf die hin Pesak Hilsner erkannt haben will, beträgt 700 Meter. Weingart sagt in seiner Kriminalstatistik, man könne einen Menschen auf 100—150 Meter erkennen, wenn er ausgesprochene Eigentümlichkeiten aufweise, sonst auf 40 bis 80 Meter; Leute, die man nicht genau kennt, nur auf 25—30 Meter. Der Ophthalmologe Professor Schnabel, der die Behauptung Pesaks vor der Piseker Verhandlung experimentell nachprüfte, erklärte, es sei unmöglich, jemanden auf die Entfernung von 676 Metern zu erkennen. Ihm schließt sich Professor Silex in Berlin an. Eine mit Pesak von dem Piseker Untersuchungsrichter vorgenommene Probe ergab, daß der Zeuge nicht imstande war, auf die bezeichnete Entfernung hin Personen, die ihm gezeigt wurden, zu nennen. Dazu kommt auch noch, daß Confek, der Schwager Pesaks, über diesen aussagte, man werfe ihm Verlogenheit vor. Dies waren die Eideshelfer der Anklage. In Pisek ging sie von der Hypothese des Ritualmordes ab, um das Motiv in einer perversen Sexualität zu erblicken. Die vom Verteidiger verlangte Zuziehung eines

psychiatrischen Sachverständigen wurde vom Gerichte abgelehnt. Die Gerichtsärzte Jäger und Havlicsek erklärten, Hilsners Geschlechtstrieb sei normal — auch ein Mädchen, mit dem er in Beziehung gestanden, sagte in diesem Sinne aus. Dennoch wurde er als Lustmörder verurteilt. Dies steht im Widerspruch mit der kriminalistischen Erfahrung, denn Menschen, für die der Mord mit Wollustgefühlen verbunden ist, vereinigen sich nie, um drei Mann hoch ein Verbrechen zu begehen.

So sehen die Gründe aus, die zur Verurteilung Hilsners geführt haben. Die Aussage des Cink ist unerheblich. Denn wenn Hilsner auch nach fünf allein oder mit anderen durch ein Gäßchen von Polna lief, so folgt daraus nicht mit der geringsten Wahrscheinlichkeit, daß er die Hruza ermordet habe; ja, diese kann sogar in demselben Augenblicke, in dem Cink Hilsner durch das Gäßchen laufen sah, an dem Fundorte, der zwei Kilometer weit entfernt war, bereits von einem andern ermordet gewesen sein. Fürwahr, es wäre schlimm um die Rechtssicherheit bestellt, wenn jeder, der rauchend durch eine Gasse rennt, für alles verantwortlich wäre, was im Umkreis von zwei Kilometern geschieht. Auch Pesaks Aussage ist unerheblich. Denn es ist offenbar, daß seine Erzählung auf einer physiologischen Unmöglichkeit beruht. Niemand bezeugt, daß er gesehen hat, wie Hilsner die Hruza ermordete. Niemand hat ihn zur kritischen Zeit an dem kritischen Orte gesehen. Im übrigen keine Spur, die eine Verbindung zwischen Tat und Täter schließe. Kein verräterischer Knopf Hilsners bei der Leiche der Hruza. Kein Haar der Hruza an einem Rocke Hilsners. Nicht einmal seine Hand ist zerkratzt . . . Gewiß — er ist ein Minderwertiger. Aber durch nichts ist bewiesen, daß er sein Los verdient hat!

### Die Lage der deutschen Juden.

Der Verband der deutschen Juden hat auf Grund der Mitteilungen seiner zahlreichen Korrespondenten in den verschiedensten deutschen Städten aus dem letzten halben Jahre einen Gesamtbericht zusammengestellt, aus welchem wir eine Reihe interessanter Punkte hervorheben.

Zunächst ist über die Bewegung innerhalb der jüdischen Bevölkerung zu erwähnen, daß die Abwanderung vom Lande und aus den kleinen Orten in die größeren Städten nicht nur im Osten des Reiches fortschreitet. Außer in der Provinz Posen, in der die immer heftigere Konkurrenz der Polen als besonders gewichtige Ursache der Abwanderung erscheint, wird auch im Westen und Südwesten Deutschlands, namentlich in der Oberpfalz, in Baden und in Elsaß-Lothringen die gleiche Erscheinung

beklagt. Im Reichslande wird sie mit der Tätigkeit der Darlehenskassen in Zusammenhang gebracht, die zwar nicht in antisemitischem, aber doch in katholisch klerikalem Sinn geleitet werden und deshalb von nachteiligem Einfluß auf das jüdische Erwerbsleben sind. In fast allen Fällen ist Mitursache für die Verschiebung der geschäftliche Rückgang gerade in den zu der Landwirtschaft in Beziehung stehenden Berufen, namentlich im Viehhandel; ein Gegenstück hierzu bildet eine Meldung des Zuzugs jüdischer Viehhändler in eine norddeutsche Großstadt, wo sie, wie verlautet, mit Erfolg arbeiten.

Eine Folge des Rückgangs der kleinen Gemeinden sind die wachsenden Schwierigkeiten, die Bedürfnisse der jüdischen Bevölkerung bezüglich der Schule und des Kultus in jenen Gegenden zu befriedigen. Es wird, namentlich in Ostpreußen, an der Bekämpfung dieser Uebelstände durch Zusammenschluß kleiner Gemeinden zu Schul- und Kultusgemeinschaften eifrig weitergearbeitet. In Mecklenburg sind nach dem Vorgange des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes dort, wo die Schulen der Einzelgemeinden sonst eingehen müßten, Wanderlehrerstellen eingerichtet worden.

Von den sonstigen Vorgängen im inneren Leben der jüdischen Gemeinden muß vor allen Dingen die große Organisation zur Bekämpfung des Wanderbettels erwähnt werden, die der Deutsch-Israelitische Gemeindebund ins Leben gerufen hat, und die, wie von verschiedenen Seiten gemeldet wird, eine wohlthätige Wirkung zu üben beginnt. Es steht zu hoffen, daß diese Institution dazu beitragen wird, auch die Schwierigkeiten zu beseitigen, die aus der Einwanderung jüdischer Ausländer sich immer noch hier und da ergeben. Ganz überwiegend wird übrigens eine Abnahme der jüdischen Einwanderung verzeichnet; in einzelnen Gegenden freilich, z. B. im Vogtlande, scheint sie doch noch recht stark zu sein. Und in Württemberg hat der Umfang des Wanderbettels sogar zu einem besonderen Erlaß der Regierung geführt, der gegen die ausländischen jüdischen Bettler Maßregeln in Aussicht stellt, wie sie sonst außerhalb Preußens nicht üblich waren.

Im allgemeinen kann man auf Grund der Umfrage über Naturalisationen und Ausweisungen, die freilich bis in die Zeit vor der Berichtsperiode zurückgeht, sagen, daß bezüglich der Ausweisungen eine kleine Besserung eingetreten ist. — Die Massenausweisungen, über die wir vor einigen Jahren zu klagen hatten, hörten mit der Veränderung der Zustände in Rußland auf. Höhere Ziffern von Ausweisungen fremdländischer Juden werden nur aus den Grenzprovinzen Posen und Schlesien gemeldet (hier im Regierungsbezirk Oppeln in einer ganz erschreckenden Höhe, und unter Anwendung außerordentlicher Härte in verschiedenen Einzelfällen, in denen der jüdische

Glaube der Betroffenen als einziger Grund der Ausweisung ersichtlich ist) Im Westen der Monarchie nimmt die Provinz Westfalen die gleiche unerfreuliche Sonderstellung ein. Da sich dort die Ausweisungen zum großen Teil auf holländische Juden beziehen, also auf ein Menschenmaterial, das in Deutschland gewiß nicht als kulturell minderwertig bezeichnet werden kann, so ist die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß auch dort die häufigen Ausweisungen in dem jüdischen Glauben der Betroffenen ihre Ursache haben. — Es ließ sich auch in einem Einzelfall im Osten bei Verlängerung der Aufenthaltserlaubnis feststellen, daß die Behörde von dem Bestreben geleitet war, die dauernde Niederlassung jüdischer Familien möglichst zu verhindern.

Daß in diesen Dingen speziell in Preußen die Verhältnisse ein gut Teil schlechter sind als im übrigen Deutschland, beweisen die vorliegenden Zahlen. Wenn wir diejenigen gemeldeten Fälle von Ausweisungen überblicken, bei denen ein anderer Grund als die Religion der Betroffenen ganz unauffindbar ist, so kommt auf 51 Fälle in Preußen nur ein einziger im Reich (Oldenburg).

Dem entspricht auch das — umgekehrte — Zahlenverhältnis für Preußen bezüglich der gewährten Naturalisationen. Von den wenigen Naturalisationen ausländischer Juden in Deutschland kommen nämlich, soweit ermittelt werden konnte, nur 36 Prozent auf Preußen. Selbst wenn man sich nur an das Verhältnis der Bevölkerungszahlen hält und nicht berücksichtigt, daß die Ausländer — und deshalb auch die Naturalisationsgesuche — wahrscheinlich in Preußen verhältnismäßig zahlreicher sind als in anderen Reichsteilen, müßte der Anteil Preußens über 60 Prozent betragen, also fast das Doppelte der von Preußen tatsächlich gewährten Naturalisationen. — Da die Erhebungen über Ausweisungen und Naturalisationen noch nicht beendet sind, so wird es nötig sein, den Verband weiter über alle bekannt werdenden Fälle in der von ihm erbetenen Art auf dem Laufenden zu halten.

Gegenüber den inländischen Juden gibt das Verhalten der Verwaltungsbehörden, auch der preußischen, keinen allgemeinen Grund zur Klage — außer auf dem Gebiete der Aemterbesetzung. Es werden auch erfreuliche Einzelfälle gemeldet, wie das außerordentliche freundliche Entgegenkommen eines Landrats in Westfalen gegenüber jüdischen Gemeinden in einer Waisenkassenangelegenheit. Aber es kommen immer noch Zurücksetzungen vor wie im Falle Britz, und die oberen Behörden schreiten hiergegen nicht mit der erforderlichen Energie ein. — Das Verhalten der Kommunalbehörden ist im großen und ganzen einwandfrei. Dagegen gibt es, während die Juden fast überall in den Stadtparlamenten vertreten sind, immer noch

zahlreiche Städte, in denen es für unmöglich gilt, die Berufung eines jüdischen Stadtrats durchzusetzen. Wenn aus dem Reichslande ein jüdischer Bürgermeister und aus dem äußersten Osten ein Bürgermeisterstellvertreter genannt werden, so sind das noch Ausnahmen.

In einigen Orten ist in der abgelaufenen Berichtszeit die Aufhebung des Schächtverbotes erfolgt, und ein Korrespondent schreibt dies Ereignis insbesondere den Bemühungen des Verbandes zu. In einer größeren Stadt im Westen Preußens ist der Antrag auf Verbot des Schächtens abgelehnt worden. In anderen Orten geht der Kampf hierüber noch weiter, und der Vorstand des Verbandes muß der Schächtfrage dauernd seine Aufmerksamkeit widmen.

Einen günstigen Einfluß der fortgesetzten Tätigkeit des Verbandes kann man mit Befriedigung auch in der Schöffen- und Geschworenenfrage feststellen. Wenn auch aus einigen Orten, namentlich im Osten des Reichs, immer noch Klagen über die völlige Uebergehung der jüdischen Bürger bei der Wahl der Schöffen und Geschworenen kommen, so ist doch im ganzen eine Besserung der Verhältnisse zu verzeichnen. Auch auf die diesjährigen Vorstellungen wegen Nichtberücksichtigung der Juden bei Aufstellung der Schöffen- und Geschworenenvorschlagslisten hat eine größere Zahl von Gerichten in einem Sinne geantwortet, der eine weitere Besserung erhoffen läßt.

Es sei zu diesem Punkte bemerkt, daß die völlige Richtigkeit der von Seiten der Gemeinden gemachten Angaben unerläßlich ist. In mehreren Fällen ist eine völlige Vernachlässigung der jüdischen Bevölkerung bei der Schöffen- und Geschworenenwahl gemeldet worden, während auf erhobene Vorstellungen von dem Gericht erwidert wurde, daß die Mitteilungen nicht vollständig zutreffend waren, weil jüdische Mitbürger auf der Liste gestanden hätten und nur nicht ausgelost worden seien. Da durch Schritte, die er auf irrite Information hin unternimmt, natürlich der Verband ins Unrecht gesetzt wird, ist es notwendig, alle Angaben nur auf Grund sorgfältiger Prüfung zu machen.

Besonders bedauerlich ist es, wenn — wie ein Gericht erwiderte — jüdische Bürger, die zu diesen öffentlichen Ehrenämtern herangezogen werden, ausdrücklich bitten, verschont zu bleiben, und damit judenfeindlichen Vorurteilen Nahrung geben. Die Förderung der Interessen der Gesamtheit von einer Zentralstelle aus ist natürlich nur dann möglich, wenn jeder einzelne gern die Aemter übernimmt, zu denen wir Zulassung heischen.

Auf dem Gebiete der Aemterbesetzung ist innerhalb der Justizverwaltung ein gewisser Fortschritt zu erkennen, wenngleich auch hier die gesetzwidrige Ungerechtigkeit noch fort-

dauert, daß Juden in Preußen zu Staatsanwälten, Landgerichtsdirektoren, Präsidenten, im Reich zu Mitgliedern des Reichsgerichts nicht ernannt werden. In der inneren Verwaltung dauern die alten Vorurteile trotz der entgegenstehenden Gesetze fort. Auf dem Gebiete der Heeresverwaltung sind Besserungen nicht zu verzeichnen. Man braucht hierbei nur auf die in neuerer Zeit an maßgebender Stelle getanen Aeußerungen zu verweisen. Ja, es scheint die unseren Glaubensgenossen so ungünstige Preußische Praxis leider allmählich auch auf Bayern übergreifen. Während hier nämlich in Infanterie-Regimentern noch zuweilen jüdische Reserveoffiziere gewählt werden, verhalten sich die Kavallerie-Regimenter bereits „exklusiv“ und jüdische Einjährige, die dort etwa die Offiziersqualifikation erlangen, werden regelmäßig zum Train abgeschoben. — Der Verband wird nicht unterlassen, nach gründlichen Vorbereitungen die Angelegenheit energisch weiter zu behandeln.

Das Bild der allgemeinen gesellschaftlichen Lage der Juden, das Verhältnis zu ihren christlichen Mitbürgern im geschäftlichen, im Vereins- und im Familienverkehr zeigt nach den letzten Korrespondenzberichten keine irgendwie gewichtige Veränderung. Das friedliche, aber nicht eben freundliche Nebeneinander charakterisiert noch immer die allgemeine Lage; selten, wie freilich auch von besonderen antisemitischen Aergernissen, ist von besonders guten Beziehungen zwischen Christen und Jude die Rede. Vielleicht wird eine wesentliche Wendung zum Besseren erst eintreten, wenn die Staatsbehörden durch eine rückhaltlose Einräumung der durch die Gesetze zugesicherten Gleichberechtigung auf allen Gebieten des bürgerlichen und staatsbürgerlichen Lebens das gute Beispiel gegeben haben; wenn deutsche Juden auch ohne das Opfer eines Glaubenswechsels Gelegenheit erhalten, sich vor den Augen ihrer christlichen Landsleute in hohen und leitenden Staatsämtern zu bewähren und dem Vaterlande zu dienen, wie sie es seit langem auf weniger in die Augen fallenden aber darum nicht minder verantwortungsvollen Posten in zahlreichen Fällen tun.

## Aus unserem Rechtsschutz- und Abwehr-Bureau.

### Zweifacher Religionsunterricht.

Im Novemberheft 1907 der „Monatschrift“ haben wir über die Verfolgungen berichtet, welche der Bahnbeamte Josef Morgenstern zu erdulden hatte, weil seine Frau mit ihrem erstgeborenen Kinde aus Liebe zu ihrem Gatten zum Judentum übergetreten war. Wir berichteten, daß das zuständige Pfarramt die Giltigkeit des Glaubenswechsels bestritt und daß

während des hierüber bei den Verwaltungsbehörden schwebenden Verfahrens das Kind gezwungen wurde, sowohl den katholischen als auch den jüdischen Religionsunterricht zu besuchen. Unser Rechtsschutzbureau hat Herrn Morgenstern nach jeder Richtung hin seine Hilfe angedeihen lassen und auch dessen Versetzung an den Sitz einer größeren Kultusgemeinde erwirkt, in welcher sein Kind die interkonfessionelle Volksschule besuchen konnte und so der unzulässigen Beeinflussung durch Angehörige einer anderen Religionsgenossenschaft entzückt war. Der interessante Rechtsstreit ist nun vom Verwaltungsgerichtshofe nach drei Jahren entschieden worden. Zum besseren Verständnisse der Entscheidung wiederholen wir den ganzen Sachverhalt.

Josef Morgenstern hatte als Jude im Jahre 1892 eine Katholikin geheiratet, die vor der Hochzeit aus der katholischen Kirche austrat und sich konfessionslos erklärte. Im März 1899 zeigte Frau Morgenstern an, daß sie mit ihrer damals zweijährigen Tochter Ernestine, die nach der Geburt katholisch getauft worden war, zum Judentume übertrete. Mutter und Kind wurden auch unter den vom Ritualgesetze vorgeschriebenen Formalitäten in den Verband der israelitischen Religionsgenossenschaft aufgenommen. Als das Kind in die Schule eintrat, entstand zwischen den Schulbehörden ein Streit darüber, ob das Kind den mosaischen oder den katholischen Religionsunterricht zu erhalten habe. Die Bezirkshauptmannschaft Gablonz entschied, daß das Kind dormalen der mosaischen Religion angehöre. Ueber Rekurs des Pfarramtes Maffersdorf, welches das Kind für die katholische Kirche reklamierte, entschied die Prager Statthalterei, daß das Kind nach wie vor dem römisch-katholischen Glauben anzugehören habe. Das Ministerium für Kultus und Unterricht, an welche die Kultusgemeinde Gablonz sowie die Eheleute Morgenstern rekurrirten, bestätigte die Entscheidung der Statthalterei. Die beiden Behörden gingen von der Anschauung aus, daß der behauptete Eintritt der Frau Morgenstern in die israelitische Religionsgenossenschaft eine Veränderung des Religionsbekenntnisses ihrer damals zweijährigen Tochter nicht bewirken konnte, da der Eintritt einer konfessionslosen Person in eine gesetzlich anerkannte Religionsgenossenschaft nicht als Religionswechsel angesehen werden könne. Gegen die Entscheidung des Ministeriums wurde die Beschwerde an den Verwaltungsgerichtshof erhoben, der unter Vorsitz des Senatspräsidenten Schwarzenau in Stattgebung der Beschwerde die Entscheidung des Ministeriums für Kultus und Unterricht als ungesetzlich aufhob.

### Beschlagnahme.

Das „Grazer Wochenblatt“ wurde wegen einer angeblich geschichtlichen Abhandlung, welche gehässige Anwürfe gegen die Juden enthielt, beschlagnahmt.

### Wieder eine gesetzwidrige Konkurrenzausschreibung.

Am 5. November haben wir der niederösterreichischen Statthalterei folgende Beschwerde überreicht:

„Laut beiliegender, im österreichischen Aertzekammerblatte vom 15. Oktober 1910, Seite 368, erschienenen Kundmachung der Stadtgemeinde Wiener-Neustadt gelangt daselbst eine städtische Bezirksarztenstelle zur Besetzung, für welche von den Bewerbern deutsche Abstammung und die Beibringung des Tauscheines, also der Nachweis christlicher Konfession, gefordert wird. Diese Ausschreibung steht mit Artikel III des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867, R. G. Bl. Nr. 142 über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger im Widerspruche.

Wir erheben dagegen Beschwerde und stellen die Bitte:

Die hohe k. k. niederösterreichische Statthalterei wolle diese ungesetzliche Ausschreibung mit allen ihren schon etwa eingetretenen Konsequenzen annullieren und die Stadtgemeinde Wiener-Neustadt beauftragen, eine neuerliche Ausschreibung in gesetzlicher Form zu publizieren.“

### Hetze gegen jüdische Geschäftsleute.

Am 3. dieses Monats haben wir folgende Eingabe an das Justizministerium gerichtet:

„Wir beehren uns, in der Beilage einen in der periodischen Wochenschrift „Der Alpenbote“ in Steyr, vom 27. Oktober 1910 abgedruckten Artikel „Koscherer Zwischenhandel“ zu unterbreiten, welcher eine Reihe der gehässigsten Anwürfe nicht nur gegen einzelne Juden, sondern gegen alle jüdischen Geschäftsleute und das Judentum in seiner Gesamtheit enthält. Es wird darin ausgeführt, daß die jüdische Rasse mit allen schlechten Eigenschaften begabt sei, daß die Juden in Europa nichts zu suchen haben, daß die Juden im Großen betrügen im Gegensatz zu den Zigeunern, die im Kleinen stehlen, daß die Juden Schmarotzer an dem Volke sind, in dessen Mitte sie leben, daß dem Judentume Schlechtigkeit und Schädlichkeit anhafte und daß die jüdischen Zwischenhändler Räuber seien. Zum Schlusse werden insbesondere die Fleischhauer aufgefordert, nicht bei Juden zu kaufen.

In dieser Verallgemeinerung enthält der Artikel zweifellos das Vergehen nach § 302 des Strafgesetzbuches, insbesondere

in der Aufforderung zum Boykott, welche nach wiederholten oberstgerichtlichen Entscheidungen als Vergehen nach dem genannten Paragraphen aufzufassen ist.

Wir erheben Beschwerde dagegen, daß dieser Artikel weder im Originalabdruck der in Oberhollabrunn gedruckten periodischen Druckschrift „Deutscher Mahnruf“, noch auch in dem Steyrer Blatte „Der Alpenbote“ beanstandet wurde und stellen die Bitte:

Das hohe k. k. Justizministerium wolle nicht nur die nachträgliche Beschlagnahme durch die Kreisgerichte Korneuburg und Steyr verfügen, sondern auch allgemeine Weisungen an die Staatsanwaltschaften hinausgeben, die in letzter Zeit namentlich in der „deutsch-völkischen“ Presse sich häufenden Beleidigungen und Schmähungen jüdischer Geschäftsleute und des gesamten Judentums durch energische Anwendung des Gesetzes hintanzuhalten.

Wien, 3. November 1910.

## Korrespondenzen.

**Wien.** (Antisemitische Bildung und Pietät.) Im Briefkasten eines antisemitischen Blättchens, das Herr Liebermann v. Sonnenberg herausgibt, findet sich folgende Notiz, die zu charakteristisch ist, als daß man sie an ihrem dunklen Orte stillschweigend sitzen lassen dürfte:

Nein, ein Bahnbrecher auf dem Gebiete der Heilkunde ist der verstorbene Professor E. v. Leyden nicht gewesen. Er hatte aber stets eine sehr gute Presse. An Robert Koch kommt er lange nicht heran. Seine Abstammung ist in rassischer Hinsicht zweifelhaft. Der Name klingt verdächtig, doch sah L. nicht jüdisch aus. Seine Frau ist eine geborene Oppenheim, sein Schwiegersohn ist der Staatsanwalt Mendelsohn. Das sind immerhin drei Belastungsgründe gegen einen Entlastungsgrund. Jedenfalls stand Professor v. L. dem Judentum näher als dem Deutschtum, höchstwahrscheinlich auch dem Blute nach.

Aehnlich so verhält es sich mit dem verstorbenen Schauspieler Josef Kainz. Die Judenpresse betont mit einem ganz verdächtigen Eifer seine „katholische Abstammung“. Das ist natürlich Schwindel. Kainzens Name war ursprünglich Kohn. Er war zweimal verheiratet, beidemal mit Jüdinnen. Die Presse lobt ihn in den Himmel, wegen seiner Verdienste um die deutsche Kunst, er wird aber gewiß keinen Anspruch darauf haben, hineinzukommen. Man rühmt ihm nach, daß er die „redende Hand“ bühnenfähig gemacht habe. Nach zwanzig Jahren wird Kainz vergessen sein, wie alle jüdischen Tagesberühmtheiten.

Ein Berliner Blatt meint dazu: „Es ist unmöglich, Worte des Abscheus zu finden über so eine menschliche Häßlichkeit, wie sie sich in dieser Begeiferung zweier großer Toten zeigt.“ Wir meinen außerdem noch, daß es nur einem „in russischer Hinsicht“ so unbezweifelbaren Gentleman möglich ist, seine antisemitische Roheit durch so antideutsche Wortbildungen zu krönen.

**Mähr.-Trüba.** (Antisemitische Agitation in einem Hotel. Hier erscheint eine antisemitische Zeitung unter dem Titel: »Christlichsoziales Volksblatt«, dessen Spalten fast durchgängig mit den gehässigsten Angriffen und Beleidigungen gegen Juden und Protestanten gefüllt sind. Dieses Blatt liegt im »Hotel Knorr« auf, wo fast alle jüdischen Reisenden abzusteigen pflegen, obgleich sich hier auch das »Hotel Kappelmacher« befindet, dessen Inhaber ein Jude ist. Wiederholt haben die Hotelgäste darauf gedrungen, daß dieses antisemitische Hetzblatt nicht aufgelegt werde. Trotzdem erscheint dasselbe immer wieder im Gastzimmer. Die Hotelbesitzerin, Frau Witwe Knorr, scheint die Tragweite dieser Angelegenheit nicht zu kennen, obgleich sie auf den Verkehr der jüdischen Reisenden geradezu angewiesen ist. Eine Frau braucht mit der Politik nicht vertraut zu sein, aber die wiederholte Einsprache ihrer Gäste gegen das Halten eines Blattes, welches eine Beleidigung fast sämtlicher Hotelgäste bedeutet, dürfte sie doch nicht unbeachtet lassen.

**St. Petersburg.** (Die Militärflicht der jüdischen Toten.) Eine gerichtliche Anklage, die soeben gegen das Kischinewer Blatt „Bessarabskaja Schisn“ und zugleich gegen den Rabbiner Zirelsohn erhoben wird, wirft von einer ganz neuen Seite ein Schlaglicht auf die Lage der russischen Juden. Immer wieder bekommt man es ja in den antisemitischen Hetzorganen zu lesen, daß die Juden in Rußland der Militärflicht sich entzögen, daß diese Millionen am Schutz des Vaterlandes in sehr geringem Maße partizipierten, und oft genug hat diese Beschuldigung erhalten müssen, um für die Verfolgungsmaximen wenigstens einen Schein von Berechtigung zu finden. In Wahrheit hat die unerbittliche Statistik das Gegenteil erwiesen; es steht heutzutage fest, daß die russischen Juden infolge eigenartiger Gesetzeskniffe und unzureichender Listenführung im Verhältnis zu ihrer Zahl alljährlich um 30 bis 40 Prozent mehr Soldaten als die andere Bevölkerung stellen. Insbesondere ist die mangelhafte Verzeichnung der im jugendlichen Alter sterbenden Juden eine Hauptursache dieses abnormen Zustandes. Die toten Seelen werden in unzähligen Fällen den jüdischen Gemeinden lebende, militärflichtige angerechnet, wodurch dann die unerhörtesten Aushebungslisten konstruiert werden. Dazu kommt noch, daß die Verwandten eines jeden Juden, der sich nicht rechtzeitig zum Militärdienst stellt, also auch einer jeden nichtregistrierten toten Seele, an den Fiskus eine Strafe von je 300 Rubel zu entrichten haben. Es mag noch so unglaublich klingen, es ist aber wahr, daß eine Menge jüdischer Familien ihr letztes Hab und Gut haben verkaufen müssen, um für Tote, die dem Militärdienst sich entzögen, zu zahlen. Gegen diesen Modus haben nun die genannte Zei-

tung und der Rabbiner Zirelsohn einen lokalen Kampf in die Wege zu leiten versucht. Der Rabbiner stellte ein Verzeichnis aller während der letzten 20 Jahre in Kischinew verstorbenen Juden auf, die trotzdem außerhalb Kischinews zum Militärdienst einberufen werden sollen. Das Verzeichnis, das dann in der „Bessarabskaja Schisn“ zur Veröffentlichung gelangte, umfaßte 240 Namen. Es sollte an sämtliche Gemeinden und Rabbiner versandt werden, damit diese in der Lage wären, die Aushebungslisten rechtzeitig zu prüfen, die darin enthaltenen Toten als solche aktenmäßig festzustellen und ihre ordnungsmäßige Streichung durchzusetzen. Dabei wurde beabsichtigt, diese Methode auch den anderen Gemeinden zu empfehlen, damit alljährlich ein gemeinsames Verzeichnis der Toten für ganz Rußland angefertigt werden könnte. Wenn dieser Plan zur Ausführung gelangen sollte, so würde damit die bei der Militäraushebung gegen die jüdischen Volksmassen geübte Ungerechtigkeit wesentlich vermindert werden; man würde sich dem Ziele nähern, wonach die Juden nur die auf ihren Teil fallende Rekrutenzahl zu stellen hätten, und jedenfalls würden sie nicht für Tote Strafen zu zahlen haben. Man sollte denken, daß ein solches Streben von niemandem angefochten werden könnte. Allein die russische Bureaukratie empfand den Kischinewer Versuch als einen Faustschlag und machte kurzen Prozeß. Die Kischinewer behördlichen Ordnungsstützen konfiszierten die gefährliche Zeitungsnummer und stellten den Redakteur sowie den Rabbiner, der die Sache inspiriert haben soll, unter Anklage. Dies geschah ungeachtet des Umstandes, daß der Kischinewer Rabbiner wegen seiner besonderen Loyalität noch vor wenigen Monaten vom Premier zum Vorsitzenden der Rabbinerkommission ausersehen worden war. Niemand vermag eben in Rußland loyal genug zu sein.

### Vom Büchertisch.

Heine-Reliquien. Literarische Schätze in einer Fülle und von einer Wichtigkeit, wie sie nicht geahnt werden konnten, unterbreitet, in einem umfangreichen Buche, unter dem Titel „Heine-Reliquien“, der bekannte Verlag von Karl Curtius der Oeffentlichkeit. Es sind das nebst zwei noch gänzlich unbekanntem literarischen Arbeiten, Heinrich Heines, eine große Anzahl Briefe, die Heine an seinen Bruder Gustav, an seine Frau, an seine Mutter und an Ferd. Friedland geschrieben hat. Ferner Briefe zahlreicher Freunde und Zeitgenossen, wie Salomor Heine, Immermann, Gutzkow, Andersen, Mundt, Mendelssohn, Herwegh, Meyerbeer, Carriere, Fürstin Belgiojoso, die Mouche und noch zahlreicher anderer an Heinrich Heine. Eine längere Arbeit Gustav Heines über Heinrich ergänzt das Werk, dem überdies äußerst wertvolle Beilagen, 5 große Faksimiles und nicht weniger als 5 noch unbekanntem Porträts beigegeben sind, darunter ein in Farben ausgeführtes entzückendes Porträt Heines nach einem Miniaturbild aus dem Besitze des Neffen des Dichters, Freiherrn Maximilian von Heine-

Geldern in Wien. Diese Publikation, die in vieler Hinsicht ein ganz neues Licht auf Heines Leben wirft, wird eine förmliche Revolution hervorrufen und eine Umwertung in der Beurteilung Heinrich Heines bedingen. Das gesamte Material ist noch gänzlich unbekannt und wird in dem Buche zum erstenmal veröffentlicht. In die Herausgabe dieses sensationellen, schriftlichen Nachlasses teilen sich der Neffe Heines, Baron Maximilian von Heine-Geldern, Wien, und der bekannte Heineforscher Dr. Gustav Karpeles. Das fertige Buch wird Mitte November im Buchhandel zu haben sein.

**Salamon Dembitzer, Verloirene Welten, Hausiererlieder** — Vun mein Leben. Jargongedichte. Berlin 1910. — Dr. Franz Ledermann. — Preis Mk. 0·85 = K 1.—. Verfasser der Gedichte, ein junger galizischer Jude wurde im Jahre 1888 in Krakau geboren, steht also erst im 22. Lebensjahre. Trotzdem ist schon eine große Anzahl seiner poetischen Schöpfungen teils in jüdischen, teils in politischen Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands und Österreichs gedruckt. Auch eine Buchsammlung seiner ersten Gedichte erschien schon vor einigen Jahren. Die Sprache, in der Dembitzer schreibt, ist die »Jiddische«, die noch heute im Osten Europas für fast sieben Millionen Menschen die Muttersprache bildet.

---

**Der heutigen Gesamtauflage liegt ein Prospekt des soeben in zweiter Auflage erschienenen Werkes: „Das Rassenproblem“ von Dr. Ignaz Zollschan bei.**

---



---

<b>Vornehm!</b>	<b>Kunstgerecht!</b>	<b>Preiswürdig!</b>
<b>Brant-Ausstattungen u. Wohnungs-Einrichtungen</b>		
<b>MÖBEL-HAUS MERKUR</b>		
<b>VI., Mariahilferstrasse 31.</b>		<b>Kunstmöbelfabrik J. Feilbogen Telephon 1786.</b>

**MÖBEL-** ■ für **Braut-Ausstattungen** ■  
für Hotels, Villen, Sanatorien, Anstalten,  
für **Bureaux, Ämter und Aerzte.**

**HAUS und Kunstmöbelfabrik J. FEILBOGEN**

500 Musterzimmer!

2000 Original-  
Entwürfe zur freien  
Besichtigung!

Telephon Nr. 1786

„**MERKUR**“

kunst- u. stilgemässe **MARIAHILF** strasse  
- - - Anfertigung - - - er- 31  
bei mässigen Preisen!

*Maison Hofbauer*

*Robes et Manteaux*

*englischer und französischer Genre*

*Vienne*

*IV., Grosse Neugasse 38.*

**MÖBEL-ETABLISSEMENT**  
**Aug. KNOBLOCH's Nachf.**

K. u. k. Hoflieferant und k. u. k. Schätzungskommissär

**WIEN**

**VII., KARL SCHWEIGHOFER G. 10—12**

vormalige BREITEGASSE.

**Reischl & Wrba**  
 Fahrräder und Nähmaschinen  
 und alle Bestandteile  
 Eigene Lackieranstalt  
 Wien, XVI/1, Thallheimerg. 48.

כשר **TAURIA** כשר  
 Wurst- und Selchwarenfabrik  
 Gesellschaft m. b. H.  
 Wien, XV/1, Herklotzgasse Nr. 17.

**LEOPOLD KOHSEM**  
**KUNSTSTICKEREI-ATELIER**

WIEN, VIII., BLINDENGASSE 1

für israelitische Kultusgegenstände.

Eigene Erzeugung von Thoramänteln, Tempelvorhängen,  
 Fahnen, Fahnenbänder, Standarten und Wappen streng nach Vorschrift.  
 Exakte Ausführung.

**Gramophone**



Die billigsten  
**Platten für Sprech-Apparate**

gar neu von K 2.50 aufwärts.

**Elektrische Apparate**

an jede Lichtleitung anzuschliessen oder mit  
 Akkumulator.

Sämtliche Platten lagernd: Slezak, Hesch, Demuth,  
 Eisenbach, Kantor Asch, Cerini, Kwartin, Sirota  
 Synagogenchor.

J. U. Arlett, VII., Burgasse 122, Ecke Kaiserstrasse.

Preislisten gratis.

Gegründet 1860



Gegründet 1860

**Operngläser**

sämtliche optische Artikel und Reparaturen in bekannt  
 solider Ausführung.

**M. LEICHT, Optiker**

Wien, VII. Bezirk, Mariahilferstrasse 78.



# Anton Käs

Kürschner u. Pelzwarenhändler

WIEN

VII., Mariahilferstrasse 62

Mezzanin.

Alle in das Fach einschlagenden Arbeiten, sowie Reparaturen werden prompt und billigst ausgeführt.

Alle Gattungen Pelzwaren, Winterkleider, Teppiche und Vorhänge etc. werden über Sommer unter vollster Garantie zur Aufbewahrung übernommen

K. u. k.

## Warnung!

Bitte, verlangen Sie beim Einkaufe nicht kurzweg ein Packel oder Kistel „Cichorie“, sondern die bestimmte Marke:

: Franck:

damit Sie die Gewähr für stets gleiche und beste Qualität haben. — Achten Sie dabei auf Schutzmarken und Unterschrift, denn unsere Packung wird in gleichen Farben, Papier und ähnlichem Aufdrucke nachgemacht. —



*Heinrich Franck Söhne*

Fabrik-Märke. Fabrik-Märke. Fabrik-Märke.

# Erstes Meidlinger Grammophon-Haus

En gros — En détail

## Rudolf Patsch

== Wien ==



XII., Rothe Mühlg. 49, — Telephon M 352

Filiale XII., Hufelandgasse 1 (Hotel Meidling)

**Apparate v. 18 Kronen aufwärts**

Grammophon-, Odeon-, Favorite-, Zonophon-,  
Premier-, Scala- und Janus-Platten von K. 2.50  
aufwärts.

# KARL VIKTORIN

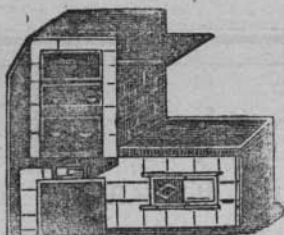
Wien, V. Bezirk, Krongasse Nr. 10.

Spezial-Erzeugung von

## Maschinherde, Kaffeehausherde

und sonstigen

### Küchen-Einrichtungen.



Neuanfertigung u. Rekonstruktion aller  
Feuerungen nach eigenen Zeichnungen.

Uebernahme aller in das Fach schlagenden Reparaturen.

WIEN, I., Bauernmarkt 3

Telephon 19.950

Brandstätte 7

Telephon 20.970

Bisher bezahlte Entschädigungen:  
K 38,000.000

**HAFTPFLICHT-,  
UNFALL-,  
EINBRUCH-,  
WASSERSCHADEN-  
VERSICHERUNGEN.**

Gewährleistungsfonds:  
Ueber 21,000.000

Erste Oesterreichische  
**ALLGEMEINE UNFALL-VERSICHERUNGS-GESELLSCHAFT**

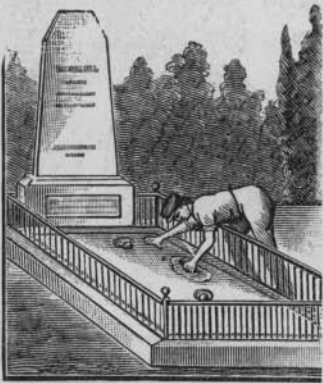
Klublokalitäten für Vereine sind für einige Tage in der Woche noch frei im

כשר **RESTAURANT** כשר  
**Josef Kreisler**

VII. Bezirk, Kaiserstrasse 48.

**Vorzügliche Ungarische und Wiener Küche.**

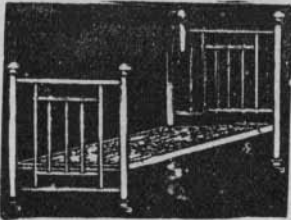
Billiges Speisen im Abonnement. — Schöne, vergrösserte, modern ausgestattete Lokalitäten. Original Pilsner, Lagerbiere u. vorzügliche Weine.



**Alois Sakreida**

**I. Wr. Reinigungsanstalt für  
Gruft- und Grab-Monumente  
Wien, VII., Kaiserstrasse 76**

empfiehl sich den geehrten P. T. Interessenten zur Uebernahme der Reinigung u. Aufrischung von Gruft- u. Grab-Monumenten. Auch werden sämtliche Anstreicher-Arbeiten für Gitter, Grabkörbe und Laternen sowie Nachschriften, Vergoldungen u. Gravierungen raschest u. billig & ausgeführt. Für geleistete Arbeiten wird volle Garantie geboten.



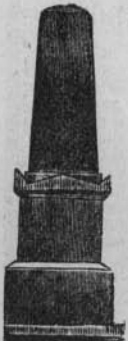
**Albert Hoffmann**

Wien, VI., Mariahilferstrasse 35, Haltestelle Stiftskirche  
empfiehl sein reichassortirtes Lager von

**Eisen- u. Messing-Möbeln**

Uebernehme vollständige Ausstattungen für  
Villen, Privatwohnungen als auch Hotels.

Telephon 10.126.



**GRABSTEINE**

aus Marmor von

==== **K 40.** — aufwärts ====

Renovierungen und Nachschriften billigst.

**ADOLF HENTSCHEL**

Wien, XVIII., Martinstrasse 1.

(Ecke Jörgerstrasse)

Vertreter in der Provinz gesucht.

**Jede Dame erscheint schlank**

im

# Günsberger-Front-Mieder

Gesetzlich geschützt Nr. 157/99502.

Preise von K 12.—, K 16.— u. K 25.— aufw.

Günsberger-Mieder sind nur echt mit der Schutzmarke „Tanzendes Paar“ wie dieses Bild.

**Günsberger & Sohn**  
**WIEN**

- I., Kärntnerstrasse 9 (Telephon 247) neben Theyer & Hardtmuth
- I., Hoher Markt 10 vis-à-vis v. »Schwarzen Hund«
- III., Hauptstrasse 5 (Telephon 6772) vis-à-vis der Elisabethinerkirche.

**Bitte Adresse genau beachten.**

Illustrierter Preiskatalog Nr. IX franko unter Bezugnahme auf diese Zeitschrift.



Gegründet 1874.

## SIGMUND FLUSS

K. u. K.  
Hoflieferant

**Brünn**

K. R.  
Hoflieferant



**Hof-Kunstoffärberei und chem. Waschanstalt**  
für Garderoben, Uniformen und Stoffe aller Art.

*Spezialität: Färberei für Seidenkleider in allen Farben.*

**Billige Preise. — Vorzügliche Arbeit.**

Für hervorragende Leistung prämiert mit 10 goldenen Medaillen.

**Provinzaufträge werden auf das Sorgfältigste ausgeführt.**  
Annahmestellen in allen grösseren Städten, wo nicht, erbitte direkte Zusendung.

Eigene Fabriksniederlage: Wien, II., Kleine Spertgasse 8, neben der Feuerwehr

## Reisegepäck-Expedition und Möbeltransport



nach dem In- und Auslande mittels vollständig gepolstert. Patent-Möbelwagen. Uebernahme der fachgemäss. Verpackung von Gegenständen aller Art, als auch Einlagerung kompletter Wohnungseinrichtungen in trocken. Kabinen, wie auch sämtl. zollämtl. Manipulationen. Vorzüglich geschultes Packpersonal. Aufbewahrung von Teppichen

und Reinigung derselben wird übernommen.



כשר **Kunerol** כשר

Garantiert reines Pflanzenfett

Bester Ersatz für Butter und Gänseschmalz.

Vorzüglich zum Kochen, Braten und Backen, sowohl zu Milch-, als auch Fleischspeisen zu verwenden.

**KUNEROL**

wird unter der strengen rituellen Aufsicht Sr. Ehrwürden des Herrn Rabbiners B. Ehrenfeld aus Mattersdorf und des Herrn Rabbiners M. Grünwald aus Huszt erzeugt und liegt jeder Sendung ein Hebscher derselben bei.

Zu beziehen durch alle besseren Konsumgeschäfte. Nach Orten, wo Kunerol nicht zu haben ist, liefern wir zur Probe Kunerol in Postdosen à ca. Brutto 5 kg. zum Preise von K 6.50 franco jeder österr.-ungar. Poststation.

**Wiederverkäufer genießen einen besonderen Rabatt.**

Geben Sie uns gefl. die Adressen von Kaufleuten an, die noch nicht Kunerol führen, damit wir ihnen Offerte machen, da jeder Kaufmann in der Lage ist, Kunerol billiger abzugeben, als bei dem teuren Postversand seitens der Fabrik möglich ist.

**Kunerolwerke**

**EMANUEL KHUNER & SOHN**

k. u. k. Hof-Lieferanten

==== WIEN VI/2. ====

# Atelier für Innendekoration

\* \* \*

## ISIDOR SCHEIN, WIEN

Tapezierer und Dekorateur

VIII., Josefstädterstrasse Nr. 35

Übernahme von Teppichen und Vorhängen zum  
Reinigen und Aufbewahren.

Alle Tapezier-Arbeiten billigst. — Alle Spalierungen  
billigst.



En gros En detail  
Spezial-Grammophonhaus- und Platten-Leihanstalt  
**Miloslav Hugo Tausik**

(vormals Adolf Engel)

Wien, VIII., Alserstrasse 61.

Grammophone von K 30.— aufwärts. Garantiert neue  
Platten von K 2.50 bis K 37.50. Plattenumtausch kulantest.  
Reparaturen prompt u. billigst. Kataloge gratis u. franko.

**R**estaurant Reisz  
\* Sitz mehrerer jüdischer Vereine. \*  
Grosser Garten mit schöner Veranda.  
Wien, VII., Mariahilferstrasse 124.

Magyar konyha! — Magyar szó! — On parle français! — English spoken!

בעל הבית מדבר גם בלשון הקודש

Zum Kochen u. Braten wird ausschliesslich **reines Gänseeschmalz** verwendet

# BECHSTEIN

## Flügel und Pianinos

**Richard Wagner:**

„Die Bechstein-Pianos sind tönende Wohltaten für die musikalische Welt.“

**Franz Liszt:**

„Eine Beurteilung Ihrer Instrumente kann nur eine vollkommene Belobigung sein.“

**Anton Rubinstein:**

„Zu meinen Konzerten benutze ich fast ausschliesslich die Bechstein-Flügel.“

**Sophie Menter:**

„Bechstein ist der König aller Pianofortebauer.“

**Richard Strauss:**

„Ich halte die Bechstein-Instrumente für die schönsten und feinfühligsten der Welt.“

Neue Marke

# DÖRSAM

## Flügel und Pianinos

PRÄZISIONS-KLAVIERE

Hervorragendstes **Wiener Fabrikat** mit englischer Repetitions-Mechanik zu bürgerlichen Preisen.

**Bechstein:**

Tonangebend als bedeutendstes europäisches Welthaus.

**Dörsam:**

Neue Wiener Werkstätte mit elektrischem Betriebe zum Bau moderner Präzisions-Klaviere.

Generalrepräsentanz u. Alleinverkauf:

## Klavierhaus THOMAS SCHABEL

WIEN, Karlsplatz, Lothringerstrasse Nr. 2.

Telephon Nr. 303. — Prospekte gratis.

## Die schönsten Souvenirs

### „Neige de Fleurs — Blumenschnee“

Die neuartige, wissenschaftlich gearbeitete Hand- u. Gesichtscrème, das reellste, hygienisch beste Toilettemittel der Gegenwart. Tube K —.80, Dose K 1.60.

### Blumenschnee-Seife

Erstklassige neutrale Fettseife, unerlässlich zur Hautpflege, unerreicht an Milde und Parfumerung. Stück K 1.—, Karton K 3.—.

### Parfums Neige de Fleurs

Blütenechte Naturparfums von entzückendem Wohlgeruch, unvergleichlich gegen die heutigen Kunstprodukte. à K 2.— u. 4.—, Essence K 3.—.

**Ueberall erhältlich!**

## Vereins-Zahnarzt Dr. Weisz

Wien. II., Zirkusgasse 47

Ordination 9—6 Uhr. Zahlungserleichterung. Telephon 18399.

## WULKAN & NEUBRUNN

Stadt-Steinmetzmeister

== WIEN ==

III<sub>4</sub>, Ausser der St. Marxer Linie 33.

Telephon Nr. S 122.



Spezialisten für

## Grab- u. Gruft-Monumente

in architektonischer Ausführung,  
sowie sämtlicher

**Bildhauerarbeiten.**

Redaktion und Administration: Wien, IX/3, Universitätsstrasse 8

Telephon Nr. 19277.

DRUCK L. BECK & SOHN, WIEN VII.

